Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Vierter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

J. Carvers Reisen durch das Innere von Nordamerika.

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

J. Carvers Reisen durch das Innere von Nordamerika.

Vorrede.

Ich habe bei der Erscheinung dieses vierten Theils meiner kleinen Reisen nur kürzlich anzuzeigen, daß der Inhalt der

Reisen des Herrn Carver durch die innern Gegenden von Nordamerika,

aus dem ersten Theile der Ebelingischen Sammlung von Reisebeschreibungen, Hamburg 1780, dergestalt entlehnt ist, daß ich ihn meinem Zwecke gemäß bearbeitete, und ihn, bald durch Auslassungen, bald durch Zusätze und durch sittliche Anwendungen, demjenigen Alter anzupassen und nützlich zu machen suchte, für welches ich hier schreibe. Statt einiger abergläubischen Aeußerungen, welche dem guten Herrn Carver entwischt waren, habe ich kein Bedenken getragen, ihm gerade das Gegentheil davon in den Mund zu legen; in der Ge-

schichte selbst hingegen habe ich, wie billig, nichts verändert, sondern dieselbe da, wo es nöthig schien, nur durch Auslassungen und eine andere Einkleidung zweckmäßig zu machen gesucht. Die Zusätze sind theils aus der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, theils aus Raynals Histoire des Établissements et du Commerce des Européens dans les deux Indes genommen, und jedesmahl gehörig ausgezeichnet worden.

Der Verfasser.

Das
Anziehendste und Merkwürdigste
aus
Johann Carvers Reisen
durch die
innern Gegenden von Nordamerika.

Einleitung.

Herr Carver, ein Engländer, diente in dem, allen meinen jungen Lesern bekannten, siebenjährigen Kriege als Englischer Offizier in Nordamerika. Dieser merkwürdige Krieg wurde 1763 geendiget, und den Engländern wurden gar große Strecken Landes in jenem Welttheile, welche die Franzosen bisher in Besitz gehabt hatten, bei dem zu Fontainebleau in Frankreich geschlossenen Frieden, abgetreten.

Allein diese weitläufigen Länder waren ihren neuen Herren noch ziemlich unbekannt, weil die Franzosen aus Staatsgründen dafür gesorgt hatten, daß keine vollständige und richtige Beschreibungen und Karten davon veranstaltet wurden. Noch unbekannter waren die von wilden Völkern oder Horden bewohnten weiten Länder in dem Innern dieses Welttheils geblieben, weil beobachtende Europäer nur selten bis dahin gekommen waren.

Da entschloß sich nun Herr Carver, um seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten, zugleich auch um unsere Kenntniß von jenen Ländern und ihren Bewohnern zu erweitern, sich den Mühseligkeiten einer so langen und gefährlichen Reise, mitten durch das nördliche Amerika bis nach der Südsee hin, auszusetzen, sich und sein Leben den wilden Völkern anzuvertrauen, welche jene ungeheuern Landstrecken bewohnen, und we-

der Mühe noch Gefahr zu scheuen, um, wo möglich, den nützlichen Zweck seiner Reise zu erreichen. Dazu gehörte nun ein fester Körper und ungemeine Herzhaftigkeit. Beide besaß Herr Carver in erfoderlichem Grade; aber glauben meine jungen Leser, daß ihm Beide zu Theil geworden wären, wenn er in seiner Jugend die entnervenden Bequemlichkeiten eines weichlichen Lebens genossen, und nicht im Gegentheil durch einfache Nahrungsmittel, durch willige Ertragung eines jeden kleinen Ungemachs, durch Arbeitsamkeit und eine natürliche Lebensart, seinen Geist und Körper auf gleiche Weise abzuhärten gesucht hätte? Gewiß nicht!

Um den Erdstrich, den er durchwanderte, während der Erzählung immer im Gedächtniß zu haben, bitte ich meine Leser, vorher erst die erste beste Karte von Nordamerika anzusehn. Es wird ihnen leicht sein, die bekannte Stadt Boston auf der Küste von Neu-England aufzusuchen, die auf jeder Karte angegeben ist. Von hier aus reisete unser Mann landeinwärts gerade gegen Westen.

Nach dieser Richtung hin erblicken meine jungen Leser einige erstaunlich große Landseen, welche sie erst recht ansehen und ihrer Lage nach merken müssen. Der erste, aus welchem der gewaltige Laurenzstrom abfließt, heißt Ontario, und der zweite, welcher unmittelbar damit zusammenhängt, der See Erie. Dieser letzte hängt wieder mit einem dritten zusammen, der den Namen Huron führt, und mit diesem steht der obere See (Lacus superior) weiter gegen Norden, und der See Mischigan weiter gegen Süden, in unmittelbarem Zusammenhange.

Verfolgen wir nun auf der Karte den nämlichen Strich weiter gen Westen hin, so kommen wir zu dem

großen Missisippistrome, welcher einer der längsten und größten auf unserm Erdball ist. An diesem reisete unser Carver bis zu einer gewissen Höhe hinauf, und machte nachher nur einen mäßigen Abstecher noch weiter gegen Westen, weil er durch Ursachen, die wir in der Folge hören werden, verhindert wurde, den ganzen Plan seiner Reise auszuführen.

Jetzt wollen wir ihn selbst reden lassen.

1.

Reise von Boston nach Mischillimackinak, und von da bis an den sogenannten Trageplatz.

Ich reisete im Junius 1766 von Boston ab, und das nächste Ziel meiner Wanderschaft war Mischillimackinak, ein damahls noch den Engländern, jetzt dem Amerikanischen Freistaate gehöriges Festungswerk an der äußersten westlichen Grenze. Es liegt auf der letzten Landspitze zwischen den beiden Seen Huron und Mischigan, nämlich gerade da, wo dieselben zusammenhangen. Die Entfernung von Boston bis dahin macht etwa 1300 Englische, also ungefähr 260 Deutsche Meilen aus. Von hier aus wollte ich meine eigentliche Unternehmung anfangen. Ich übergehe daher meine Reise bis zu diesem Orte, welche durch lauter schon bekannte Gegenden ging, mit Stillschweigen.

Mischillimackinak — die jungen Leser werden sich in der Folge mehr dergleichen lange und schwer auszusprechende Namen gefallen lassen müssen, und sie werden wohl thun, das Lesen und Aussprechen derselben zu einer besondern Uebung zu machen — Mischillimackinak also ist ein kleiner, nur mit einem Stack-

werk *) befestigter Ort von nicht mehr als 30 Häusern. Der schwerfällige Name desselben bedeutet eine Schildkröte, und er hat denselben von einer nicht weit davon belegenen Insel erhalten, welche ungefähr die Gestalt des genannten Thieres hat. Außer einer Besatzung von 100 Mann wohnten einige Kaufleute da, weil die Lage des Orts zum Handel mit den benachbarten Völkerschaften vorzüglich bequem ist.

Um meinen Lesern gleich anfangs die irrige Meinung zu benehmen, als ob die wilden Nordamerikanischen Völker, von welchen in der Folge die Rede sein wird, in jedem Sinne wild, roh und unverständig wären, theile ich folgenden Geschichtsumstand von der listigen Art und Weise mit, wie ein Trupp von ihnen im Jahre 1763 den Engländern dieses Festungswerk, ehe sie sich dessen versahen, abzunehmen wußte.

Sie näherten sich nämlich der kleinen Feste unter beständigem Ballschlagen, welches ein ihnen sehr gewöhnlicher Zeitvertreib ist. In der Hitze des Spiels, wobei einige Englische Offiziere innerhalb der Feste ohne allen Verdacht zusahen, schlugen sie einige Mahle den Ball, wie von ungefähr, über die Schanzpfähle hin. Sie trieben dies so lange, bis sie merkten, daß sie der Schildwache am nächsten Thore allen Verdacht benommen hatten. Auf einmahl sprang ein Theil von ihnen hinein, die Uebrigen folgten nach, und die Besatzung mußte sich ergeben. Da es indeß im folgenden Jahre zwischen diesen Völkerschaften und den Engländern zum Frieden kam, so wurde den Letztern auch diese Feste wieder ausgeliefert.

Nachdem ich die nöthigen Anstalten zu meiner Reise

*) d. i. mit einer Reihe von Schanzpfählen.

gemacht hatte, so trat ich dieselbe in Gesellschaft einiger Kaufleute an, die am Missisippistrome Handel treiben wollten. Der Befehlshaber des Festungswerks hatte mich nicht nur bei diesen Kaufleuten betraut oder mir Kredit gemacht, wie man sagt, sondern mir auch einen Vorrath solcher Waaren, als ich zu Geschenken für die Indischen Oberhäupter gebrauchen würde, nachzuschicken versprochen; eine Gefälligkeit, die mir für den Zweck meiner Reise außerordentlich schätzbar und wichtig war.

Wir schifften uns also auf kleinen Indischen Nachen ein, und fuhren quer über den See Mischigan nach einer auf der westlichen Seite desselben befindlichen Bucht, bei welcher man auf der Homannischen Karte das Wort Renards geschrieben findet. Man nennt sie die grüne Bucht, und zwar deßwegen, weil zur Frühlingszeit, wenn zu Mischillimackinak die Bäume kaum erst anfangen Knospen zu treiben, hier schon Alles im schönsten Grün zu stehn und zu blühen pflegt. Da, wo diese Bucht aus dem See Mischigan tritt, liegt eine Kette von Inseln, deren einige bloße Felsen von erstaunlicher Höhe sind, die das Ansehn haben, als wenn sie von Künstlerhänden behauen wären. Auf der größten und besten von diesen Inseln steht ein Wohnort der Ottowaer, eines Stamms der Indier, welcher die Ufer des Sees bewohnt.

Ich traf hier einen von den vornehmsten Oberhäuptern dieser Horde an, der mich mit allen bei ihnen gebräuchlichen Ehrenzeichen aufnahm, die aber, da ich die Bedeutung derselben noch nicht verstand, beinahe zu einem unangenehmen Mißverständnisse Anlaß gegeben hätten. Als wir uns nämlich dem Ufer näherten, fingen die daselbst versammelten Indier an, ein Freudenfeuer zu machen, wobei sie ihre Gewehre mit Kugeln

geladen hatten, die einige Ellen hoch über uns hinflogen. Sie liefen dabei jauchzend und schreiend hin und her, so daß der ganze Auftritt einem feindlichen Angriffe vollkommen ähnlich sah. Ich, der ich ihn dafür hielt, befahl schon meinen Leuten, gleichfalls Feuer auf sie zu geben; aber die Kaufleute belehrten mich geschwind eines Bessern, indem sie mir sagten, daß dies die Art sei, wie man hier die Häupter anderer Völkerschaften, die man ehren wolle, zu empfangen pflege. Ich ließ mir daher diese sonderbare Ehrenbezeigung gefallen.

Wir stiegen aus, wurden freundschaftlich aufgenommen, und verweilten daselbst eine Nacht. Ich hatte den Oberhäuptern unter andern auch ein Geschenk von geistigen Getränken gemacht. Dies stimmte sie so sehr zur Freude, daß sie fast die ganze Nacht mit Tanzen feierten. Am andern Morgen begleitete mich der Vornehmste unter ihnen bis ans Ufer, und fing, sobald wir uns eingeschifft hatten, mit großer Feierlichkeit ein langes Gebet für mich an. Er bat den großen Geist — dies ist der Name, unter welchem sie das höchste Wesen ehren — mir eine glückliche Reise, einen heitern Himmel und ruhiges Wasser zu verleihen; daß ich des Nachts auf einer Decke von Biberfellen ruhen, eines ununterbrochenen Schlafs und fröhlicher Träume genießen, und endlich überall Schutz unter der großen Pfeife des Friedens finden möchte. So fuhr er fort zu beten, bis ich ihn nicht weiter hören konnte.

Was es mit der Pfeife des Friedens für eine Bewandniß habe, werden wir in der Folge hören.

Man bewirthete mich hier mit einer Art von Brot, welches die Indier auf folgende Weise bereiten. Sie nehmen die Körner des Getreides, wenn es, wie sie es nennen, noch in seiner Milch steht, das heißt, wenn es

eben reif werden will, zerstampfen und kneten sie in einen Teig, wozu sie keine andere Flüssigkeit, als den darin enthaltenen Saft gebrauchen, machen hierauf Kuchen daraus, die sie, in gewisse Baumblätter gewickelt, in glühende Asche legen. Hier werden sie in kurzer Zeit gebacken. Ich muß gestehen, daß ich nie wohlschmeckenderes Brot gegessen habe; die Indier selbst hingegen machen sich wenig daraus.

Man sieht schon aus der gastfreien und höflichen Aufnahme, die ich unter diesen Leuten fand, daß die schrecklichen Begriffe, die man in Europa sich von ihrer rohen, grausamen und unmenschlichen Gemüthsart macht, gar sehr übertrieben sind. Ich muß zur Steuer der Wahrheit rühmen, daß ich bei jedem Stamme von ihnen in den innern Theilen des Landes, wo sie durch das Beispiel und die starken Getränke Europäischer Nachbaren noch nicht verdorben sind, überall eine gastfreie und menschenfreundliche Begegnung fand. Gegen ihre Feinde sind sie freilich in hohem Grade unversöhnlich und grausam, aber auch nur gegen diese, und das ist ein ihnen angeerbter und durch eine undenkliche Gewohnheit schon so tief eingewurzelter Fehler, daß es ihnen gar nicht einfällt, etwas Unrechtes darin zu ahnen.

Der See Mischigan ist ungefähr 280 Englische Meilen lang und etwa 40 breit. Sein Umfang mag gegen 600 Meilen betragen. Das Wasser, sowol in diesem, als auch in den übrigen großen Seen, ist rein und gesund, und ihre Tiefe ist für die größten Schiffe hinreichend. Die Gegend umher ist, in Ansehung der Fruchtbarkeit, nur von mittelmäßiger Güte, ausgenommen da, wo sie von Bächen oder Flüssen durchschnitten wird, an deren Ufern das Erdreich ungemein fruchtbar ist. Außer einer Art von Kirschen, Sandkirschen ge-

nannt, welche in einem sandigen Boden auf kurzem Gesträuche wachsen, und besonders zum Einmachen ganz vortrefflich sind, fand ich hier auch Stachelbeeren, schwarze Johannisbeeren, und viele Wacholderbeersträuche, welche eine Menge Beeren von der besten Art trugen.

Außerdem wächst in diesen Gegenden eine Art Seide, welche die Franzosen bois rouge, Rothholz, nennen, weil ihre Rinde, wenn sie ein Jahr alt ist, die Scharlachfarbe annimmt, nachher aber rothgrau wird. Diese Rinde schaben die Indier ab, trocknen und zerreiben sie, und vermischen sie hierauf mit ihrem Rauchtabak. Einen gleichen Gebrauch machen sie von den Blättern einiger andern Pflanzen, und so kann es ihnen denn nicht leicht an Vorrath für ihre Pfeifen fehlen, ungeachtet sie sehr starke Raucher sind.

Aus der grünen Bucht liefen wir in einen sich in dieselbe ergießenden Fluß ein, welcher der Fuchsfluß genannt wird. Auf der Homannischen Karte von Amerika ist derselbe durch eine kleine Linie angedeutet worden. Wir schifften denselben hinauf, bis wir an eine Ortschaft der Winnebager — eines andern Stammes der Nordamerikanischen Wilden — kamen, die auf einer kleinen Insel bei der Einfahrt in einen See liegt, den der besagte Fluß in dieser Gegend macht. Auch dieser See ist auf der genannten Karte angegeben worden.

Hier empfing mich die Königinn, die statt eines männlichen Oberhaupts diesen Stamm beherrschte, ungemein gütig, und bewies mir, während der vier Tage, die ich mich hier verweilte, sehr viel Achtung. Auf meine Bitte wurden die Häupter des Stamms zu einer Rathsversammlung zusammenberufen. Ich eröffnete in derselben mein Verlangen, in einer wichtigen Angelegenheit durch ihr Land gehen zu dürfen, und bat mir

die Erlaubniß dazu von ihnen aus. Dies wurde, als eine Achtungsbezeigung, welche ich ihnen machte, mit Vergnügen angehört und sofort bewilligt.

Die Königinn hatte hiebei zwar den Vorsitz, aber sie that nur einige wenige Fragen, und machte einige unbedeutende Verfügungen in Regierungsgeschäften; denn die Weiber dürfen bei ihnen nur alsdann, wenn sie mit dem höchsten Ansehn bekleidet sind, im Rathe erscheinen; aber auch alsdann ist es ihnen nicht vergönnt, förmliche Reden zu halten, wie die Häupter thun. Sie war übrigens eine schon sehr betagte Frau, und klein von Wuchs. In ihrer Kleidung unterschied sie sich wenig von einigen jungen Frauenspersonen, die ihr Gefolge ausmachten. Diese bezeigten jedesmahl ihr Vergnügen, so oft ich ihrer alten Königinn irgend ein Merkmahl von Hochachtung gab, besonders wenn ich sie küßte, welches ich oft that, um mir ihre Gunst zu erwerben. Das gute Mütterchen schien über dieses Zeichen meiner Achtung nicht weniger vergnügt zu sein.

Die Winnebager können ungefähr 200 Krieger stellen. Ihre Ortschaft besteht etwa aus 50 Häusern, die mit Schanzpfählen befestiget sind. Die Gegend um den See herum ist sehr fruchtbar, und bringt eine Menge wildwachsender Trauben, Pflaumen und anderer Früchte hervor. Auch hat man hier viel Indisches Korn, Bohnen, Kürbisse, Wassermelonen und Tabak.

Bei meiner Abreise machte ich der Königinn einige ihr angenehme Geschenke, und erhielt dafür ihren Segen. Unsere Reise ging nun immer weiter den Fuchsfluß hinauf, bis wir diejenige Stelle erreichten, wo man ihn verlassen muß, um zu Lande bis an den Fluß Uiskonsin zu gehn, auf welchem man bis zum Missisippistrome schiffen kann. Die Strecke Landes, welche jene

beiden Flüsse von einander trennt, wird der Trage-platz genannt, weil man nämlich das Gepäck von dem einen zu dem andern tragen muß.

Nie habe ich größere Schwärme von wilden Vögeln gesehn, als in dieser Gegend. Die Sonne wurde oft wirklich davon verdunkelt, so sehr war die Luft damit angefüllt. Auch Bären und Wild, besonders aber Biber, giebt es an den Ufern des Fuchsflusses in großer Menge.

Diejenigen Stämme, welche auf die Winnebager folgen, sind die Sakier und Ottagamier. Auch diese hatten vor einiger Zeit, der sonstigen Gewohnheit dieser Völker zuwider, ein weibliches Oberhaupt gehabt. Die Veranlassung dazu war, wie mir ein Indier erzählte, folgende gewesen.

Weil die Französischen Glaubensverbreiter (Missionarien) und Handelsleute oft allerlei Beleidigungen von diesem Volke erfahren hatten, so wollte man sich deßwegen an ihnen rächen. Es wurde hiezu ein Französischer Hauptmann mit einer Partei Franzosen und Indier abgeschickt, und da dieser sie ganz unvermuthet überfiel, so wurde es ihm leicht, sie zu überwinden und einen großen Theil von ihnen gefangen zu nehmen. Auf dem Rückmarsche stand einer der Indischen Bundesgenossen der Franzosen, der eine Menge von Gefangenen unter seiner Aufsicht hatte, still, um aus einem Bache zu trinken. Plötzlich überfiel ihn eine der gefangenen Frauen und erwürgte ihn, ehe er um Hülfe schreien konnte. Sie schnitt sodann allen ihren Mitgefangenen, welche im Hinterzuge waren, die Bande los, und entkam mit ihnen glücklich. Aus Dankbarkeit für diese Heldenthat wurde sie hierauf von ihrem Volke zur Anführerinn erwählt, und zwar mit dem sonst ungewöhn-

lichen Vorrechte, diese Ehre als eine Erbschaft ihren Nachkommen zu hinterlassen.

Der Trageplatz zwischen dem Fuchsflusse und dem Uiskonsin ist nicht zwei volle Englische Meilen breit. Es ist sehr merkwürdig, daß diese beiden Flüsse, die sich in ihren Nebenarmen beinahe berühren, gleichwol einen ganz entgegengesetzten Lauf nehmen, und in einer so ungeheuern Entfernung von einander ins Meer fallen. Denn der Fuchsfluß, der sich nach Nordwesten wendet, geht durch verschiedene große Seen, und fällt endlich, nach einem Laufe von mehr als 2000 Englischen Meilen, in den Meerbusen von St. Laurenz; der Uiskonsin hingegen, dessen Lauf nach Südwesten gerichtet ist, vereiniget sich mit dem Missisippi, und ergießt sich, nach einem beinahe eben so weiten Laufe, in den Meerbusen von Mexiko. Man wird auf dem großen festen Lande von Amerika kaum ein ähnliches Beispiel von zwei andern, so nahe bei einander entspringenden Flüssen finden, die einen eben so entgegengesetzten Lauf nehmen.

In einer sumpfigen Gegend zwischen diesen beiden Flüssen trafen wir eine Menge Klapperschlangen an. Einer meiner Reisegefährten, Hr. Pinnisance, ein Französischer Kaufmann, erzählte mir bei dieser Gelegenheit folgende Geschichte von der Gelehrigkeit dieser Thiere, wovon er selbst ein Augenzeuge gewesen sein wollte.

Ein Indier hatte eine solche Schlange gefangen, und sie zahm zu machen gewußt. Er verehrte sie wie seinen Gott, nannte sie seinen großen Vater, und trug sie in einer Schachtel überall mit sich umher. Dies hatte er nun schon einige Sommer hindurch gethan, als Hr. Pinnisance ihn zufälliger Weise an dieser Stelle traf, da Jener gerade auf die Winterjagd gehen wollte.

Da ihm nun die Schlange hiebei hinderlich gewesen sein würde, so setzte er die Schachtel nieder, machte den Deckel auf, und gab seinem Gotte die Freiheit, zu gehn, wohin er wolle. Er befahl dabei dem Thiere, gegen den Maimonat, da er zurückkommen werde, sich hier wieder einzufinden. Es war damahls erst im Weinmonate. Herr Pinnisance lachte daher der Einfalt des Indiers, und sagte scherzend zu ihm, daß er künftigen Mai auf die Wiederkehr seines großen Vaters lange werde warten müssen. Allein der Indier hegte eine so gute Meinung von der Folgsamkeit des Thiers, daß er sich über die bestimmte Wiederkehr desselben zu einer Wette von 8 Quart Rum erbot. Die Wette wurde angenommen, und die zweite Woche im nächstkommenden Maimonat zur Entscheidung festgesetzt. Beide kamen zur bestimmten Zeit hier wieder zusammen; der Indier setzte seine Schachtel aus, und rief seinem großen Vater, zu kommen. Allein der große Vater blieb aus, und da die Zeit der Wette vorbei war, gestand er zwar ein, daß er sie verloren habe, erbot sich aber auch zugleich, sie doppelt zu bezahlen, wenn die Schlange nicht noch jetzt innerhalb zweier Tage zurückkomme. Auch dieses wurde genehmiget. Und siehe da! den zweiten Tag um 1 Uhr kam die Schlange unvermuthet zurück, und kroch von selbst in die Schachtel. Ich würde diese unglaublich klingende Geschichte kaum des Erzählens werth gefunden haben, wenn ich nicht von der außerordentlichen Gelehrigkeit dieser Thiere viele andere, beinahe eben so unglaubliche Beispiele vernommen hätte. Daß die Schlange nicht auf das Wort des Indiers zurückgekehrt sei, ist wol für sich selbst klar. Aber vermuthlich hatte sie sich nicht weit von der Stelle, wo sie ausgesetzt worden war, entfernt; und da sie nun entweder

die gewohnte Schachtel wieder witterte, oder zufälliger Weise im Umherkriechen darauf stieß, so kroch sie, ihrer langen Gewohnheit nach, auch wiederum hinein. Ganz natürlich!

2.

Reise vom Trageplatze bis an den Mississippistrom, und diesen hinauf, bis zu dem Wasserfalle St. Anton.

Wir brachten unsere Nachen über den beschriebenen Trageplatz auf den Fluß Uiskonsin, schifften uns von neuen ein, und flossen stromabwärts. Auch dieser Fluß ist auf der Homannischen Karte von Amerika durch ein Strichelchen ausgedruckt worden.

Schon am folgenden Morgen erreichten wir eine ansehnliche Ortschaft der Sakier, welche an dem Ufer des Flusses liegt. Einen größern und schönern Indischen Ort, als diesen, habe ich nie gesehen. Er enthält neunzig Häuser, alle geräumig genug, um mehr als einer Familie zum Aufenthalt zu dienen. Sie bestehen aus zugehauenen und sehr geschickt an einander gefügten Brettern, und sind so dicht mit Rinde belegt, daß kein Regen durchdringen kann. Jedes derselben hat vor der Thür ein Obdach, worunter die Einwohner, so oft Zeit und Witterung es erlauben, sich setzen nnd ihr Pfeifchen rauchen. Die Straßen sind regelmäßig und breit, so daß dieser Ort überhaupt mehr das Ansehn eines Aufenthalts gesitteter Menschen, als eines Wohnplatzes roher Wilden hat.

Das Land umher ist sehr gut und wohlangebaut. Die Aecker oder Gärten, die bei den Häusern liegen, sind ganz artig angelegt. Man bauet darin eine Menge Indisches Korn, Bohnen, Melonen und andere Früchte.

Reisende können sich daher hier leicht mit allerhand frischen Lebensmitteln versehn.

Die Sakier können ungefähr dreihundert Krieger stellen. Diese thun gewöhnlich alle Sommer Einfälle in das Gebiet der Illinesen und Panier, zweier Horden, mit welchen sie in beständiger Feindschaft stehn. Von solchen Streifereien kehren sie oft mit einer großen Anzahl von Sklaven zurück. Allein ihre Feinde gebrauchen nicht selten das Recht der Wiedervergeltung, und da muß denn auch mancher Sakier mit seinem Leben oder mit seiner Freiheit büßen. Dies ist vermuthlich die Ursache, warum ihre Volksmenge so geringe bleibt.

Ich besuchte von hieraus die Gebirge, die etwa 15 Englische Meilen gegen Süden liegen. Diese enthalten einen Ueberfluß an Bleierz. Ich bestieg einen der höchsten Berge, und hatte daselbst eine weite Aussicht. Viele Meilen weit erblickt man nichts, als kleine kahle Berge, welche, von fern gesehn, einer Sammlung von Heuschobern gleichen. Nur in einigen Thälern giebt es Wälder von Wallnußbäumen und alten Eichen. Von dem Reichthume dieser Gegend an Blei dient unter andern auch dies zum Beweise, daß ich in dem Orte der Sakier eine große Menge dieses Metalls, wie Steine, auf den Straßen liegen sah.

Wir fuhren fort, den Fluß hinabzuschiffen, und erreichten am folgenden Tage einen Wohnort der Ottagamier, der ungefähr funfzig Häuser enthält. Allein die meisten Wohnungen standen leer, weil die Wuth einer ansteckenden Krankheit über die Hälfte der Einwohner dahingerafft, und viele Andere bewogen hatte, den Ort zu verlassen, und in die Wälder zu fliehen.

Jetzt näherten wir uns dem großen Missisippistrome. Als wir noch ungefähr 5 Englische Meilen weit davon

entfernt waren, bemerkte ich die Trümmer eines großen Orts, der eine vortreffliche Lage gehabt hatte. Ich forschte bei den benachbarten Indiern nach, warum man denselben verlassen habe, und erhielt folgende Antwort: »Vor etwa dreißig Jahren hatte der große Geist sich auf der Spitze eines in der Nähe stehenden Felsens gezeigt, und den Einwohnern befohlen, ihre Wohnungen zu verlassen, weil das Land, worauf sie gebaut seien, ihm gehöre, und jetzt von ihm gebraucht werden müsse. Damit sie aber wüßten, daß er, der große Geist, es selber sei, der ihnen dies gebiete, so sollten sie auf diesem Felsen, den sie als völlig unfruchtbar kennten, nächstens Gras wachsen sehen.« Die Indier fanden nicht lange nachher die Wahrsagung erfüllt, und gehorchten. Sie zeigten mir die Stelle, und ich fand an dem Graswachsen hier gar nichts Uebernatürliches. Vermuthlich war das ganze Possenspiel eine List der Spanier und Franzosen, die, aus einer mir unbekannten Ursache, die Indier von hier zu vertreiben wünschten. Wie leicht konnten diese etwas Erdreich auf den Felsen schaffen, und Grassamen darein streuen — und das Wunder war vollendet! Man sehe hier wiederum ein Beispiel, wie unaufgeklärte und abergläubige Leute allemahl in der Hand eines jeden listigen Betrügers sind, der sie, aus irgend einer eigennützigen Absicht, zu täuschen sucht! Daß dies unter Wilden geschieht, kann uns nicht befremden; aber, daß es mitten in Europa, mitten in Deutschland, sogar unter Leuten, die eine feine Erziehung gehabt haben, noch in unsern Tagen der abergläubigen Thoren so viele giebt, die sich von verschlagenen Betrügern — von angeblichen Geistersehern, Goldmachern, Magnetisirern u. s. w. — durch allerlei Gaukeleien das Geld aus dem Beutel und den gesunden Menschen-

verstand aus dem Kopfe locken lassen; das, das ist auffallend! das macht unserm gesitteten Europa, uns und unserm aufgeklärten Zeitalter Schande! Möchte doch wenigstens unsere jüngere Welt sich vor dieser verderblichen Thorheit warnen lassen, damit wenigstens sie vor den Fallstricken solcher Betrüger gesichert bliebe!

Die von hier vertriebenen Indier bauten sich einen neuen Ort, unweit der Mündung des Uiskonsin, auf einer Stelle, welche die Franzosen la prairie des chiens, die Hundswiese, nannten. Dieser Ort ist jetzt groß, und enthält dreihundert Familien. Auch er ist nach Indischer Art sehr gut gebaut, und liegt auf einem fruchtbaren Boden, der alle Arten von Lebensmitteln in Ueberfluß hervorbringt. Man hat hier auch Pferde, und zwar von großem und guten Wuchse. Hier versammeln sich alljährlich gegen das Ende des Maimonats, alle benachbarte Stämme der Indier, selbst diejenigen, welche an den entferntesten Armen des Missisippi wohnen, um ihr Pelzwerk an die Handelsleute zu verkaufen, die zu eben der Zeit sich hier gleichfalls einzufinden pflegen. So oft aber ein Kauf geschlossen werden soll, halten die Oberhäupter erst jedesmahl einen Rath darüber, um zu bestimmen, ob das Gebot anzunehmen sei, oder nicht. Im letzten Falle gehen sie mit ihrer Waare weiter, entweder nach Mischillimackinak oder nach einem andern Grenzorte der Europäer, um sie daselbst vortheilhafter abzusetzen. Im ersten Falle kehren sie wieder zu ihren Wohnplätzen zurück.

Als wir den Missisippistrom erreicht hatten, schlugen meine bisherigen Begleiter, die Handelsleute, ihre Winterwohnung auf, um bis zum nächsten Frühlingsmarkte hier zu bleiben. Ich aber kaufte mir einen Nachen, und ging mit zwei Bedienten, einem Französi-

schen Kanadier und einem Mohaak *), den Strom hinauf. Und nunmehr wurde meine Reise etwas mißlicher, als sie bisher gewesen war, weil ich mich mit vier Menschen unter die entferntesten wilden Völkerschaften wagte, und es darauf ankommen lassen mußte, wie sie uns empfangen und behandeln würden.

So oft es dunkel ward, legten wir mit unserm Nachen an, und schlugen am Ufer ein Gezelt auf, um darin zu übernachten. Einst — ungefähr 10 Tage, nachdem ich die Kaufleute verlassen hatte — stieg ich, dieser Gewohnheit gemäß, gegen Abend ans Land, und befahl meinen Leuten, sich niederzulegen und zu schlafen. Ich selbst setzte mich unterdeß bei meinem Lichte hin, um die Bemerkungen aufzuschreiben, die ich den Tag über gemacht hatte. Als ich damit fertig war, ging ich aus dem Gezelte, um zu sehen, wie das Wetter beschaffen sei. Als ich meine Augen nach dem Strome hinrichtete, bemerkte ich beim hellen Sternenscheine Etwas, welches einer Viehherde glich. Aber plötzlich sprang Einer davon auf, und ich konnte nun deutlich sehen, daß es Menschen waren.

Einen Augenblick darauf waren sie Alle auf den Füßen, und ungefähr zehn oder zwölf derselben liefen auf mich zu. Ich sprang bei diesem Anblicke in mein Zelt zurück, weckte meine Leute, befahl ihnen, ihr Gewehr zu nehmen und mir zu folgen, aber nicht eher zu feuern, bis ich ihnen zurufen würde. Da ich hauptsäch-

---

*) Die Mohaaks sind ein Theil der Irokesen, und diese ein aus sieben freien Stämmen wilder Nordamerikaner verbundenes Volk, welches größtentheils im nordwestlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario wohnt.

lich für meinen Nachen besorgt war, so lief ich schnell nach dem Orte, wo er lag, und fand daselbst eine Partei Indier, welche eben im Begriff waren, ihn zu plündern. Ich ging entschlossen auf sie los, bis dicht an die Spitzen ihrer Spieße, und fragte, indem ich meinen Hirschfänger schwang, mit rauher Stimme: was sie wollten? Diese meine Entschlossenheit erschreckte sie. Sie kehrten stillschweigend um, und liefen davon. Wir verfolgten sie bis an ein naheliegendes Gehölz, worin sie sich verbargen, ohne sich nachher wieder sehen zu lassen. Wir hielten indeß aus Vorsicht wechselsweise Wache, bis der Tag anbrach.

Meine Bedienten waren durch diesen Vorfall in große Furcht gesetzt, und baten mich inständig, wieder zu den Kaufleuten, die wir vor kurzen verlassen hatten, zurückzukehren. Allein ich antwortete ihnen: »daß ein Engländer, wenn er einmahl Etwas unternommen habe, sich nie zurückziehe. Ich sei daher entschlossen, meine Reise fortzusetzen, und daß sie mir folgen müßten, wenn man sie nicht für alte Weiber halten solle.« Dieser Vorwurf, der schimpflichste, den man einem Indier machen kann, ging ihnen zu Herzen. Sie stiegen wieder in den Nachen; ich aber ging zu Fuß längs dem Ufer hin, um sie gegen Angriffe zu schützen.

Ich erfuhr in der Folge, daß das Gesindel, welches uns hatte überfallen wollen, eine Partei Indischer Landstreicher gewesen sei, die man, verschiedener Verbrechen wegen, aus ihren Stämmen vertrieben hatte. Seit der Zeit streifen sie umher und leben vom Raube, wobei sie ihre eigenen Landsleute nicht verschonen. Auch sie zeigten, indem sie auf meine bloße Anrede flohen, daß Muth und Herzhaftigkeit selten der Antheil schlechter Menschen ist. —

Der Missisippistrom hat überall an beiden Seiten eine Reihe von Gebirgen, die an einigen Stellen seine Ufer ausmachen, an andern sich etwas von ihm entfernen. In den Thälern zwischen diesen Bergen weiden ganze Herden von Wild, besonders von Elentthieren. An vielen Stellen steigen Spitzfelsen empor, welche alten verfallenen Thürmen gleichen. Von den Bergen herab hat man die weiteste und schönste Aussicht über grüne Ebenen, fruchtbare Wiesen, Wälder von Obstbäumen, und wildgewachsene, mit Trauben schwerbeladene Weinstöcke. Den allerschönsten Anblick aber gewährt der silberne Strom, welcher sanft vorbeifließt, und erst in einer unabsehbaren Ferne dem Auge entzogen wird.

An einer Stelle des Stroms trafen wir gerade in der Mitte seines Bettes einen Berg an, der das Ansehn hat, als wenn er vom Ufer in den Strom hinabgeglitscht wäre. Er erhebt sich gleich von der Wasserfläche zu einer beträchtlichen Höhe, und wird der Berg im Flusse genannt.

Eines Tages, da ich mich von meinen Leuten etwas entfernte, um eine Gegend in Augenschein zu nehmen, kam ich auf eine hübsche und offne Ebene. Hier wurde ich in einiger Entfernung eine Anhöhe gewahr, die das Ansehn einer Verschanzung hatte. Ich ging darauf zu, und wurde in der That überzeugt, daß sie wirklich vor einigen Jahrhunderten zu diesem Endzwecke gedient haben müsse. Sie bestand nämlich aus einer vier Fuß hohen Brustwehr, die sich fast auf eine Englische Meile erstreckte, und Raum genug für 5000 Mann hatte. Ihre Figur war beinahe kreisförmig, und ihre Seiten (Flanken) erstreckten sich bis an den Fluß. Sie war zwar mit Gras bewachsen, und hatte überhaupt

durch die Länge der Zeit gelitten; aber man konnte doch noch jeden Winkel daran unterscheiden, und das ganze Werk schien durchaus regelmäßig und mit vieler Kriegskenntniß aufgeworfen zu sein. Der Graben war nicht mehr sichtbar, aber man konnte, bei genauer Untersuchung, doch noch sehn, daß ehemahls einer dagewesen war. Auch die Lage des Ganzen schien zu beweisen, daß es zur Festung gedient habe. Denn seine Vorderseite war gegen die Ebene gerichtet, seine Hinterseite stieß an den Fluß, und es gab rund umher keine Anhöhe, von welcher es bestrichen werden konnte.

Wie ein Werk von dieser Art in einem Lande entstehen konnte, welches, so viel wir wissen, bisher nur der Schauplatz unregelmäßiger Kriege zwischen unwissenden Indiern war, deren ganze Krigeswissenschaft vor 200 Jahren nur im Bogenspannen bestand, und deren ganze Verschanzung noch jetzt ein dicker Busch ist, wage ich nicht zu bestimmen. Vielleicht veranlasset die Beschreibung, die ich davon gegeben habe, einmahl eine genauere Untersuchung, und vielleicht bekommen wir dadurch einmahl ganz andere Begriffe von dem ehemahligen Zustande dieser Länder, die wir bisher nur bloß für eine Wohnung der Wilden, von den ältesten Zeiten an gehalten haben.

Nach einer Reise von ungefähr zwölf Tagen kamen wir an den See Pepin, welcher eigentlich nur eine größere Ausdehnung des Missisippistroms, ungefähr sechs Englische Meilen breit und zwanzig lang ist. Der Strom selbst, oberhalb und unterhalb dieses Sees, hat in der größten Breite nur ungefähr eine Meile. Das Wasser des Sees wimmelt von Fischen, und seine Oberfläche und die Ufer desselben von Schwänen, Gänsen,

Enten und Störchen. In den Wäldern trifft man häufig Kalekutische Hühner und Rebhühner an, und auf den Ebenen sieht man die größten Büffelochsen von ganz Amerika. Oberhalb des Sees ist der Strom voller Inseln, und die Berge senken sich allmählig zu niedrigen Hügeln herab.

Nach einigen Tagereisen oberhalb des Sees Pepin, kamen wir in eine Gegend, welche von drei Stämmen der Nadowessier bewohnt wird. Diese Völkerschaft, welche sich über einen großen Strich Landes jenseits des Missisippi gegen Westen hin verbreitet hat, bestand ehemahls aus zwölf Stämmen; allein einer derselben hat sich vor etlichen Jahren gegen die übrigen empört, und sich gänzlich davon getrennt. Diejenigen, welche ich hier traf, werden die Flußstämme genannt, weil sie größtentheils an den Ufern des Flusses wohnen, die übrigen acht Stämme heißen die Nadowessier von den Ebenen. Jeder Stamm hat wieder seinen besondern Namen, wie z. B. die Nehogatawonaher, die Matabantowaher, die Schahswintowaher u. s. w. Ich denke, daß meine jungen Leser an diesen dreien, zur Probe von dem Wohlklange der übrigen, genug haben werden.

Kurz vorher, ehe ich bei den eigentlichen Wohnplätzen dieser drei Stämme wieder ankam, stieß ich auf eine Partei von Matabantowahern, die sich an vierzig Krieger mit ihren Familien belief. Ich hielt mich einige Tage bei ihnen auf, und hatte das Glück, durch meine Gegenwart einem Blutbade vorzubeugen, welches sonst würde Statt gefunden haben. Man sah nämlich fünf bis sechs von ihnen, die auf einer Streiferei ausgewesen waren, eiligst mit der Nachricht zurückkommen,

daß eine große Partei von Tschipiwäern *), nach ihrem Ausdrucke: »genug, um sie Alle zu verschlingen,« ihnen auf dem Fuße nacheilten, und ihr kleines Lager alsobald angreifen würden. Ihre Häupter wandten sich hierauf an mich, und verlangten, daß ich mich an ihre Spitze stellen, und sie gegen ihre Feinde anführen solle.

Diese Bitte setzte mich in keine geringe Verlegenheit. Wollte ich mich weigern, sie zu erfüllen, so würde ich ihren Unwillen gegen mich erregt haben. Stand ich ihnen aber bei, so konnte ich auf den Haß der Tschipiwäer rechnen, die nicht ermangelt haben würden, mich irgend einmahl ihre Rache fühlen zu lassen. Um beiden Unbequemlichkeiten auszuweichen, wählte ich folgenden Ausweg.

Ich stellte ihnen vor, ob es nicht besser sei, einen Versuch zur Aussöhnung zwischen ihnen und ihren Feinden zu machen; und da ich endlich, wiewol mit Mühe, ihre Einwilligung dazu erhielt, so ging ich mit der Friedenspfeife, dem Zeichen meiner Absicht, in der Hand, den Tschipiwäern entgegen. Mein Franzose, der die Sprache dieser Leute reden konnte, begleitete mich; die Nadowessier aber blieben in einer gewissen Entfernung zurück.

Sobald die Gegenpartei mich zu Gesicht bekam, traten einige ihrer Anführer hervor, und ließen sich auf eine freundliche Art in eine lange Unterredung mit mir ein. Es glückte mir endlich, sie zu überreden, ihr grausames Vorhaben aufzugeben, und zurückzukehren, ungeachtet ihre Partei sehr zahlreich war, und Viele von

*) Eine große Völkerschaft von Indiern, die unterhalb des obern Sees und zwischen den Seen Huron und Mischigan wohnen.

ihnen mit Flinten versehen waren. Die Nadowessier überhäuften mich dafür mit Danksagungen; ich wurde in der Folge von ihren Landsleuten auf den Ebenen mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen, und als ich viele Monate nachher zu einem Orte der Tschipiwäer kam, so fand ich, daß mein Ruhm sich bis dahin schon verbreitet hatte. Die Häupter derselben empfingen mich mit vieler Treuherzigkeit, und dankten mir, daß ich so viel Unheil abgewandt hätte. Ich hörte hier, daß der Krieg zwischen ihnen und den Nadowessiern bereits über vierzig Winter fortgedauert habe. Sie hätten, sagten sie, zwar lange schon gewünscht, ihm ein Ende zu machen, allein die jungen Krieger von beiden Völkerschaften, die ihre Hitze, wenn sie einander begegneten, nicht zu mäßigen wüßten, hätten es verhindert. Sie wünschten hiebei, daß ein Mann, wie ich, sich unter ihnen niederlassen möchte, um einen förmlichen Frieden, den sie sehnlich wünschten, durch sein Ansehn auf beiden Seiten zu Stande zu bringen; und ich bedauerte sehr, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen konnte.

Da ich meine Reise auf dem Missisippistrome fortsetzte, kam ich in eine Gegend, wo man eine Höhle von erstaunlichem Umfange sieht. Die Indier nennen sie **Wäkontibe**, d. i. die Wohnung des großen Geistes. Der Eingang ist ungefähr zehn Fuß weit und fünf Fuß hoch. Der Boden besteht aus einem feinen klaren Sande. Ungefähr zwanzig Fuß vom Eingange fängt ein See an, dessen Wasser völlig undurchsichtig ist, und der sich so weit erstreckt, daß man sein Ende nicht hat ausfindig machen können, weil die Dunkelheit der Höhle keine genaue Untersuchung verstattet. Ich warf aus allen Kräften einen Stein über denselben hin, der, als er endlich ins Wasser fiel, durch den von allen Seiten her

erschallenden Wiederhall ein fürchterliches Geräusch machte. Ich fand in dieser Höhle viele Indische Hieroglyphen *), die sehr alt zu sein schienen, denn die Zeit hatte sie schon so sehr mit Moos bedeckt, daß man ihnen kaum mehr nachspüren konnte. Sie waren auf eine rauhe Art an den innern Wänden eingegraben, die aus einer so weichen Steinart bestanden, daß man leicht mit einem Messer hineinstechen konnte. Man trifft diese Steinart überall am Missisippi an.

Meine Absicht war, den Strom so weit hinauf zu schiffen, bis ich den berühmten Wasserfall desselben erreichte, der unter dem Namen von St. Anton in Europa schon bekannt ist. Allein es stellte sich, da wir schon mitten im November waren, so viel Eis ein, daß ich mich entschließen mußte, meinen Nachen zu verlassen, und die Reise dahin zu Fuße zu machen.

Eben da ich diesen Entschluß ausführen wollte, traf ich einen jungen Prinzen von dem Volke der Winnebager an, der als Gesandter zu den Nadowessischen Völkerschaften ging. Da dieser hörte, daß ich den Wasserfall besuchen wolle, so erbot er sich, mich dahin zu begleiten, weil seine eigene Neugierde durch Das, was er davon gehört hatte, rege geworden war. Er ließ daher seine Familie — denn die Indier reisen nie ohne ihre ganze Haushaltung — unter der Aufsicht meines Mohaak-Indiers zurück, und wir machten uns, nur von meinem Französischen Bedienten begleitet, auf den Weg nach dem berühmten Wasserfalle.

*) Sinnbildliche Zeichen, die eine gewisse Bedeutung haben.

3.

Beschreibung des Wasserfalls von St. Anton. Fortgesetzte Reise bis zum Franciscusflusse; Rückreise von da nach dem Petersflusse. Aufenthalt bei den Nadowessiern, und Rückreise nach der großen Höhle.

Schon in einer Entfernung von funfzehn Englischen Meilen konnten wir das Getöse des fallenden Wassers hören, und je näher wir diesem Wunderwerke kamen, destomehr wuchsen mein Vergnügen und Erstaunen. Als wir endlich die Spitze des Berges, von welchem der Strom sich hinabstürzt, erreicht hatten, gab der Indische Prinz, mein Begleiter, mir ein Schauspiel, welches die angenehmste Rührung bei mir hervorbrachte.

Er fing nämlich an, mit lauter Stimme zu dem großen Geiste zu beten, weil er glaubte, daß dies einer von den vorzüglichsten Wohnplätzen desselben sei. Er sagte ihm dabei vor, daß er einen weiten Weg gereist sei, um ihn hier zu verehren, und daß er ihm jetzt das Beste und Liebste, was er besitze, zum Opfer bringen wolle. Indem er dies sagte, warf er zuerst seine Pfeife in den Strom, dann das Futteral, worin er seinen Tabak aufbewahrte; hierauf folgten die Armbänder, die er am Oberarme und am Handgelenke trug, dann sein Halsband und zuletzt seine Ohrringe. Kurz, er schenkte seinem Gotte Alles, was sich nur von einigem Werthe in seinen Augen fand. Während dieser Handlung schlug er sich oft auf die Brust, schleuderte die Arme umher, und schien überhaupt in einer heftigen Gemüthsbewegung zu sein.

Er endigte sein Gebet damit, daß er den großen Geist um seinen Schutz auf unserer Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel und heiteres

Wetter bat. Er ging hierauf nicht von der Stelle weg, bis wir dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatten.

Ich bewunderte die ungekünstelte und erhabene Andacht des jungen Mannes, indeß mein Bedienter, der sich selbst für klüger hielt, heimlich darüber spottete. Der Einfältige! Gleichsam, als wenn der allgemeine Vater der Menschen auf den Namen, den wir ihm beilegen, oder auf die Feiergebräuche, unter welchen wir zu ihm beten, und nicht auf das Herz und die Gesinnungen Derer achtete, welche ihn anrufen! Und wie hätte der fromme Indische Jüngling einen aufrichtigern und zugleich rührendern Beweis seiner Verehrung gegen das höchste Wesen geben können, als dadurch, daß er, aus Liebe und Ehrfurcht gegen Dasselbe sich, alles Dessen beraubte, was ihm selbst das Liebste war? Wie viel sind der Christen, welche ihm das nachthun möchten?

Was aber meine Achtung gegen diesen jungen Indier in eine wirkliche Liebe und Bewunderung verwandelte, das war die Bemerkung, daß er seine Religion nicht, wie so viele Christen zu thun pflegen, in Worte und eitle Gebräuche setzte, sondern vielmehr sie durch sein ganzes Betragen thätig zu beweisen suchte. Menschenliebe, Gerechtigkeit und uneigennützige Dienstfertigkeit leuchteten aus allen seinen Handlungen hervor. So lange wir bei einander waren, sorgte er nie für sich, sondern immer für mich, ohne dabei auch nur im mindesten irgend eine eigennützige Absicht blicken zu lassen; und er gab mir in dieser kurzen Zeit so viele Beweise einer edlen und großmüthigen Freundschaft, daß es mir nachher sauer wurde, mich von ihm zu trennen. —

Der erste Europäer, welcher diese Gegend besuchte, und dem Wasserfalle von St. Anton den Namen gab,

war ein Französischer Glaubenswerber oder Missionär, Pater Hennepin. Seine Reise hieher fällt in das Jahr 1680.

Der Strom ist an der Stelle des Wasserfalls über 750 Fuß breit, und der senkrechte Sturz des Wassers beträgt über 30 Fuß. Der Anblick, den er gewährt, hat etwas ungemein Prächtiges und Erhabenes. Uebrigens ist dieser Wasserfall von allen andern, die ich kenne, dadurch unterschieden, daß man, ohne das geringste Hinderniß von Hügeln, Felsen oder Klüften anzutreffen, dicht an ihn hinankommen kann.

Die Gegend rings umher ist über alle Beschreibung schön. Sie besteht nicht aus einer ununterbrochenen Ebene, wo das Auge keinen Ruhepunkt findet, sondern aus vielen sanften Anhöhen, die mit dem schönsten Grün bedeckt sind. Kleine zerstreute Wälder wechseln damit ab, und der prächtige Wasserfall giebt dem Ganzen so viel Leben und so viel Anziehendes, daß man Mühe hat, die Augen wieder davon abzulenken.

In einer kleinen Entfernung, unterhalb des Wasserfalls, liegt mitten in dem wirbelnden Strome eine kleine, mit Eichbäumen bewachsene Insel, welche eine ungeheuere Menge von Adlern ganz in Besitz genommen hat. Jeder Zweig, der nur stark genug ist, das Gewicht zu tragen, ist mit Nestern besetzt. Sehr klüglich haben die Vögel ihren Wohnsitz allda aufgeschlagen, weil sie durch die vielen Wirbel, durch welche sich kein Indier wagt, hier gegen alle Angriffe der Menschen und Thiere vollkommen geschützt werden. Auch finden sie hier an den Fischen und Thieren, die vom Wasserfall zerschmettert und ans Ufer geworfen werden, ihre hinreichende Nahrung.

Nachdem wir unsere Augen an dem Wasserfalle und

und an den Schönheiten der Gegend genug geweidet hatten, so gingen wir noch 60 Englische Meilen weit den Strom hinan, bis wir den Fluß St. Franciscus erreichten, der in dieser Entfernung vom Wasserfalle in den Missisippi fällt. Bis hierher war der obenerwähnte Pater Hennepin gekommen; bis hierher konnte auch ich den Lauf des Missisippistromes nur verfolgen, weil der eingetretene Winter es mir unmöglich machte, weiter vorzudringen. Wir kehrten also von hieraus wieder zu meinem Nachen zurück, und hier war es, wo ich mich von meinem jungen Indischen Freunde trennen mußte, welches von beiden Seiten mit den Empfindungen einer herzlichen Ergebenheit geschah.

An dem Orte, wo diese Trennung vor sich ging, fällt ein von Südwesten kommender ansehnlicher Fluß, der Petersstrom genannt, in den Missisippistrom. Da ich diesen, seines südlichen Laufes wegen, vom Eise frei fand, so beschloß ich, in demselben hinaufzuschiffen.

Dieses Vorhaben wurde denn auch sogleich ins Werk gerichtet. Ich schiffte den Fluß ungefähr 200 Englische Meilen hinauf, und erreichte auf diese Weise das Land der Nadowessier von der Ebene. Bei diesen fand ich abermahls eine gastfreie und liebreiche Aufnahme.

Als ich zuerst den Ort erreichte, wo ein Theil dieser Völkerschaft sein Lager hatte, bemerkte ich zwei bis drei Nachen, die den Fluß herunterkamen. Allein kaum hatten die darin befindlichen Indier uns zu Gesicht bekommen, so sah man sie eiligst nach dem Ufer rudern und in großer Bestürzung ans Land springen. Ihre Fahrzeuge überließen sie dem Strome.

Ich glaubte hierauf, etwas behutsam zu Werke gehen zu müssen, und hielt mich deßhalb dicht am Ufer

auf der entgegengesetzten Seite des Flusses. Meine Fahrt setzte ich indessen ununterbrochen fort, weil ich hoffte, daß die vorn an meinem Nachen befestigte Friedenspfeife und die Englische Flagge, welche auf dem Hintertheile wehete, mich gegen feindliche Anfälle schützen würden.

Als ich noch etwas weiter fortgerudert war, und um eine Landspitze herumkam, so erblickte ich plötzlich eine große Menge von Zelten und über hundert Indier, die in einer kleinen Entfernung vom Ufer standen. Ich befahl meinen Leuten, gerade auf sie zu zu rudern, um durch diesen zuversichtlichen Schritt zu zeigen, daß ich nichts Böses im Schilde führe und daß ich Vertrauen in sie setze.

So wie ich ans Land stieg, reichten zwei von ihren Häuptern mir die Hände, und führten mich mitten durch die angaffende Menge, von der die Meisten nie einen weißen Menschen gesehen hatten, nach einem Gezelte. Hier fingen wir an, nach dem allgemeinen Gebrauche aller Nordamerikanischen Indier, die Friedenspfeife mit einander zu rauchen. Allein das Gedränge des Volks war so groß, daß wir unter dem Zelte erdrückt zu werden besorgen mußten. Wir gingen daher hinaus, um den Leuten Gelegenheit zu verschaffen, ihre Neugierde mit größerer Bequemlichkeit zu befriedigen. Man staunte mich hierauf noch eine Zeit lang an, machte sich nach und nach mit mir bekannt, und begegnete mir nachher immer mit vieler Achtung.

Von den Oberhäuptern wurde ich auf die freundschaftlichste und gastfreieste Art empfangen. Dies bewog mich, den ganzen Winter bei ihnen zuzubringen. Um aber diesen langen Aufenthalt so nützlich, als möglich, für mich zu machen, fing ich damit an, ihre Sprache zu

lernen. Da ich ohnehin schon einige Kenntniß von den Indischen Mundarten besaß, so kam ich bald so weit darin, daß ich mich vollkommen verständlich ausdrucken konnte.

Ich brachte hierauf meine Zeit sehr angenehm bei ihnen zu. Bald ging ich mit ihnen auf die Jagd, bald gab ich einen Zuschauer bei ihren Belustigungen und Spielen ab, die ich weiter unten beschreiben werde. Oft saß ich unter den Oberhäuptern, und rauchte eine freundschaftliche Pfeife mit ihnen. Dann wurde geplaudert, bald von Diesem, bald von Jenem. Sie erzählten mir von ihren Kriegszügen, von ihren Sitten und Gebräuchen; ich aber beschrieb ihnen, zur Vergeltung, verschiedene Begebenheiten meines Lebens, und besonders die Schlachten, die zwischen den Engländern und den Franzosen in Amerika vorgefallen waren, und an welchen ich meistentheils Antheil genommen hatte. Sie merkten hiebei auf jeden kleinen Umstand, und thaten oft sehr gescheite Fragen über die Europäische Art, Krieg zu führen.

Es war mir besonders wichtig, Nachrichten von den weiter gegen Westen hin gelegenen Ländern von ihnen zu erhalten, und meine Nachforschungen darüber blieben keinesweges fruchtlos. Sie entwarfen mir ordentliche Landkarten davon, indem sie mit einer Kohle auf die innere Rinde einer Birke zeichneten, die so glatt ist, als Papier. Dergleichen Zeichnungen fielen zwar nur grob aus, allein sie waren doch hinlänglich, mir einen ziemlich genauen Begriff von der Lage und Beschaffenheit dieser Länder zu geben.

Ich verließ die Wohnungen dieser gastfreien Wilden gegen das Ende des Wandelmonats oder Aprils 1767. Beinahe dreihundert von ihnen, unter welchen viele von

ihren Oberhäuptern waren, begleiteten mich nach dem Ausflusse des Petersflusses. Dies war nämlich die Zeit, um welche die Nadowessier alljährlich nach der vorhin beschriebenen großen Höhle zu gehen pflegen, um daselbst mit den übrigen Stämmen einen großen Rath zu halten, worin sie ihre Unternehmungen für das folgende Jahr beschließen. Sie nehmen zugleich ihre in Büffelhäute genäheten Todten mit dahin, um sie daselbst zu begraben. Außer Denen, welche mich begleiteten, waren Einige schon vorausgegangen, und die Uebrigen sollten nachfolgen.

Nie bin ich in einer aufgeräumtern und lustigern Gesellschaft gereiset. Aber eines Tages wurde ihre Fröhlichkeit durch einen fürchterlichen Naturauftritt unterbrochen, der sie in das größte Schrecken versetzte. Es war Abend, und wir stiegen eben aus, um unsere Zelte zum Nachtlager aufzuschlagen, als ein schwarzes Gewölk den ganzen Himmel überzog, und in ein so fürchterliches Donnerwetter ausbrach, als ich noch nie erlebt hatte. Die erschrockenen Indier suchten überall Schutz, wo sie ihn nur finden konnten; ich hingegen that gerade das Gegentheil. Ich entfernte mich nämlich von jedem Gegenstande, welcher die Blitzmaterie an sich ziehen konnte, weil ich mich lieber der Wut des herabstürzenden Regens, als einem tödtlichen Strahle aussetzen wollte. Dieses mein Betragen, welches sie bloß meiner Unerschrockenheit zuschrieben, vermehrte die hohe Meinung, die sie schon vorher von meinem Muthe hegten. Ich muß indeß gestehen, daß ich ganz und gar nicht gleichgültig dabei war, weil der Auftritt in der That so schrecklich war, als man ihn sich nur immer denken kann. Der Donner brüllte fürchterlich, die Erde bebte, der Regen stürzte wie ein Strom herab, und

der Blitz fuhr über den Boden wie ein glühender Schwefelstrom hin. Selbst die Oberhäupter der Indier, die in ihren Kriegen gemeiniglich einen unerschütterlichen Muth beweisen, konnten ihre Bangigkeit nicht verbergen. Als endlich das Wetter vorüber war, versammelten sich die Indier um mich her, und meldeten mir, daß das eine Wirkung des Zorns der bösen Geister gewesen sei, die sie wahrscheinlicher Weise durch irgend etwas sehr beleidiget haben müßten.

Der St. Petersfluß, der durch das Gebiet der Nadowessier läuft, fließt durch sehr reizende Gegenden, die an Allem, was die Natur freiwillig hervorbringt, einen Ueberfluß haben. Wilder Reiß wächst hier in großer Menge, und überall sieht man Bäume, welche sich unter einer schönen Last von Früchten beugen, worunter Pflaumen, Trauben und Aepfel die vornehmsten sind. Auf den Wiesen findet man häufig Hopfen und andere nützliche Kräuter, und das Erdreich ist mit allerhand eßbaren Wurzeln, besonders mit Erdnüssen, angefüllt, die hier so groß, wie ein Hühnerei, sind. In einer mäßigen Entfernung von den Ufern des Flusses giebt es Anhöhen, von welchen man die schönsten Aussichten hat, und zwischen diesen Hügeln trifft man anmuthige Wälder an, in welchen eine solche Menge von Zuckerahornbäumen wächst, daß sie die Bewohner dieses Landes weit und breit mit Zucker versehen könnten.

Unweit der Mündung dieses Flusses, wo er sich in den Missisippi ergießt, erhebt sich an der Nordseite desselben ein Hügel, welcher ganz aus einer Steinart besteht, die so weich ist, als diejenige, die ich oben beschrieben habe. Das Merkwürdigste dabei ist die schneeweiße Farbe dieses Steins. Vielleicht könnte derselbe durch eine

gehörige Behandlung abgehärtet werden, und dann zu einer großen Zierde in der Baukunst gereichen.

Als wir bei der großen Höhle angekommen waren, begruben die Indier zuvörderst ihre Todten. Ich wünschte, dabei zugegen zu sein, um die Gebräuche anzusehn, welche sie zu beobachten pflegen; allein, da ich zu bemerken glaubte, daß meine Gegenwart sie ein wenig verlegen machte, so hielt ich es der Bescheidenheit gemäß, mich zu entfernen. Ich kann also auch nicht sagen, was für Begräbnißfeierlichkeiten sie eigentlich vornahmen.

Nach vollendeter Beerdigung nahm sogleich die große Rathsversammlung ihren Anfang. Bei dieser wurde ich nicht bloß zugelassen, sondern man erzeigte mir sogar die Ehre, mich zum Anführer ihrer Stämme zu ernennen. Ich hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede an die Versammlung, die ich hier mittheile, um meinen Lesern eine Probe zu geben, wie man sich nach den Begriffen und Vorstellungsarten der Indier auszudrucken suchen muß.

»Meine Brüder, Häupter der zahlreichen und mächtigen Nadowessier! Ich freue mich, daß mein langer Aufenthalt bei euch mich in den Stand gesetzt hat, mit euch, wiewol auf eine unvollkommene Art, in eurer eignen Sprache, wie eins von euren eigenen Kindern zu reden. Ich freue mich ferner, daß ich Gelegenheit gehabt habe, euch die Macht und den Ruhm des großen Königs, der über die Engländer und andere Völker herrscht, bekannt zu machen; eines Königes, der von einem uralten Geschlechte von Regenten abstammt, so alt als die Erde und die Gewässer sind; dessen Füße auf zwei Inseln stehn, die größer sind, als ihr sie je gesehen habt und mitten in dem größten Wasser in der Welt liegen; dessen Haupt bis an die Sonne reicht,

und dessen Arme die ganze Erde umfassen; dessen Krieger so zahlreich sind, wie die Bäume in den Thälern, die Reißstengel in jenen Morästen, oder die Grashalme auf euren großen Ebenen; der Hunderte von eigenen Schiffen hat, von solcher erstaunlichen Größe, daß alles Wasser in eurem Lande nicht hinreichend sein würde, nur ein einziges davon zu tragen; von welchen jedes Feuerröhre hat, die nicht so klein sind, als das, welches ich jetzt vor mir habe, sondern von einer solchen Größe, daß hundert von euren stärksten jungen Männern kaum im Stande sein würden, nur Eins davon zu heben. Und wunderbar ist es, die Wirkungen zu sehn, die sie gegen des großen Königs Feinde in der Schlacht thun! Der Schrecken, den sie verbreiten, kann in eurer Sprache durch keine Worte ausgedruckt werden. Ihr erinnert euch der schwarzen Wolken, des Sturms, des Feuers, des fürchterlichen Geräusches, des schrecklichen Krachens und des Erdbebens, welches euch erschreckte, als wir uns bei dem Wadapamenesoter gelagert hatten, und die euch vermuthen ließen, daß eure Götter über euch erzürnt wären: diesen sind die Kriegswerkzeuge der Engländer ähnlich, wenn sie die Schlachten ihres großen Königs liefern.«

»Verschiedene von euren Oberhäuptern haben mir vor Zeiten, als ich in euren Zelten wohnte, oft gesagt, daß sie wünschten, mit zu den Kindern und Bundesgenossen des großen Königs, meines Herrn, gerechnet zu werden. Auch habt ihr mich oft gebeten, wenn ich nach meinem eigenen Lande zurückkehrte, dem großen Könige eure Neigung für ihn und seine Unterthanen, und zugleich den Wunsch bekannt zu machen, daß Englische Handelsleute zu euch kommen möchten. Da ich nun jetzt im Begriff bin, euch zu verlassen und nach

meinem eigenen Lande zurückzukehren, das weit gegen die aufgehende Sonne entfernt liegt, so frage ich euch noch einmahl, ob ihr noch eben so denkt, als vorigen Winter, da ich mit euch im Rathe sprach; und da jetzt verschiedene von euren Häuptern hier versammelt sind, die von den großen Ebenen gegen die untergehende Sonne herkamen, mit welchen ich vorher nie im Rathe gesprochen habe, so bitte ich euch, mich wissen zu lassen, ob ihr Alle willig seid, euch für Kinder meines großen Herrn, des Königs der Engländer und anderer Völker, zu erkennen; da ich denn die erste Gelegenheit wahrnehmen werde, ihn von eurem Verlangen und von euren guten Gesinnungen zu benachrichtigen.«

»Hütet euch übrigens, bösen Nachrichten zu glauben; denn ich weiß, es giebt boshafte Vögel, die unter den benachbarten Völkern umherfliegen, und welche böse Sachen gegen die Engländer euch in die Ohren raunen können. Diesen müßt ihr nicht glauben, denn ich habe euch die Wahrheit gesagt.«

»Was endlich die Häupter betrifft, die nach Mischillimackinak gehen wollen, so werde ich Sorge tragen, für sie und ihr Gefolge einen geraden Weg, ruhiges Wasser und einen hellen Himmel zu machen, damit sie dort hingehen können, die Friedenspfeife zu rauchen, und sicher auf einer Biberdecke in dem Schatten des großen Baums des Friedens zu liegen. Lebt wohl!«

Auf diese Rede erhielt ich folgende Antwort aus dem Munde ihres vornehmsten Oberhaupts.

»Guter Bruder! Ich bin jetzt im Begriff, im Namen dieser meiner Brüder, der Oberhäupter der acht Stämme des mächtigen Volkes der Nadowessier, mit dir zu reden. Wir glauben und sind überzeugt von der Wahrheit alles Dessen, was du uns von deinem großen

Volke und dem großen Könige, unserm größten Vater, gesagt hast, für den wir diese Biberdecke hinlegen, damit sein väterlicher Schutz immer sicher und sanft unter uns, seinen Kindern, ruhen möge. Deine Fahnen und deine Waffen kommen mit den Beschreibungen überein, die du uns von deinem großen Volke gemacht hast. Wir wünschen, daß du bei deiner Rückkehr dem großen Könige sagen wollest, wie sehr wir uns sehnen, unter seine guten Kinder gerechnet zu werden. Du kannst glauben, daß wir unsere Ohren Keinem öffnen werden, der es wagen würde, übel von unserm großen Vater, dem Könige der Engländer und anderer Völker, zu sprechen.«

»Wir danken dir für Das, was du gethan hast, Frieden zwischen den Nadowessiern und Tschipiwäern zu stiften, und hoffen, daß du, wenn du zu uns zurückkommst, dies gute Werk vollenden und ganz die Wolken vertreiben werdest, die noch über uns schweben, um den blauen Himmel des Friedens zu öffnen, und die blutige Axt tief unter die Wurzeln des großen Baums des Friedens zu begraben.«

»Wir wünschen, daß du dich erinnern mögest, unserm großen Vater vorzustellen, wie sehr wir verlangen, daß Handelsleute gesandt werden mögen, sich unter uns aufzuhalten mit solchen Sachen, als wir gebrauchen, damit die Herzen unserer jungen Männer, unserer Weiber und unserer Kinder fröhlich gemacht werden. Und möge der Friede dauern zwischen uns so lange, als die Sonne, der Mond, die Erde und die Gewässer währen. Lebe wohl!«

Meine Warnung, daß sie sich hüten möchten, bösen Nachreden Gehör zu geben, rührte daher, weil ich an verschiedenen Orten erfuhr, daß die Franzosen noch jetzt

Abgeschickte unterhielten, welche die mit den Engländern verbundenen Völkerschaften gegen sie aufhetzen sollten. Diese theilten unter die Indier kleine Geschenke aus, und in den Reden, welche sie dabei hielten, sagten sie ihnen: »daß die Engländer, ein armseliges Volk, dies Land ihrem großen Vater, dem Könige von Frankreich, gestohlen hätten, als er schlief; allein daß er bald erwachen und sie wieder unter seinen Schutz nehmen würde.« Diese Nachrichten suchte ich durch meine Warnung unkräftig zu machen.

4.

Rückreise nach der Hundewiese. Bedenkliche Lage zwischen einem Trupp von Indiern. Reise von der Hundewiese nach dem obern See.

Ich hatte mit dem Befehlshaber von Mischillimackinak verabredet, daß er mir allerhand Waaren nach dem Missisippistrome nachschicken solle, um etwas zu haben, wodurch ich mir bei den entferntesten Indiern bis nach der Südsee hin, eine gute Aufnahme verschaffen könne. Jetzt hätten diese Waaren, der genommenen Abrede gemäß, da sein müssen; allein alle meine Erkundigungen danach waren umsonst. Dies zwang mich, wider meinen Willen, die Fortsetzung meiner Reise nach Nordwesten, vor der Hand wenigstens, aufzugeben, und erst nach der Hundewiese zurückzukehren, um von den Handelsleuten, die ich daselbst zurückgelassen hatte, so viele Waaren einzukaufen, als sie würden entbehren können.

Verschiedene Oberhäupter der Nadowessier, nebst 25 andern aus dem Volke, hatten auf meinen Rath beschlossen, gleichfalls nach der Hundewiese und von da nach Mischillimackinak zu reisen, um einen Handel mit den dortigen Engländern zu eröffnen; allein da sie be-

sorgen mußten, von ihren immerwährenden Feinden, den Tschipiwäern, überfallen zu werden, so hielten sie es für rathsamer, bei Nacht, als mit mir bei Tage zu reisen. Ich nahm daher von diesen Leuten, die mir unzählige Höflichkeiten erzeigt hatten, den freundschaftlichsten Abschied, und setzte meine Reise fort.

Ich erreichte noch an eben dem Tage, und zwar gegen Abend, die Ostseite des Sees Pepin, wo ich, wie gewöhnlich, ans Land ging und mein Zelt zum Nachtlager aufschlug. Als ich am folgenden Morgen einige Meilen weiter gegangen war, sah ich in einiger Entfernung Rauch aufsteigen, ein Zeichen, daß Indier da waren. Nun konnte ich nicht wissen, ob das nicht vielleicht eben die Rotte von umherstreifenden Räubern sein möchte, die ich bei meiner ersten Reise durch diese Gegend angetroffen hatte, und es entstand daher die Frage: was ich thun solle? Meine Leute waren sehr der Meinung, daß wir hart an dem entgegengesetzten Ufer des Stroms hinrudern und so vorbeizukommen suchen müßten; mich hingegen hatte meine bisherige Erfahrung gelehrt, daß man sich am leichtesten dadurch eine gute Aufnahme bei den Indiern verschaffen kann, wenn man ihnen zuversichtlich und ohne alle Furcht entgegengeht. Ich beschloß daher, dieser Erfahrung auch diesmahl gemäß zu handeln, blieb also mitten auf dem Strome, und ging, da ich die Stelle erreicht hatte, wo sie waren, und wo der größte Theil von ihnen am Ufer stand, mitten unter ihnen ans Land.

Es waren Tschipiwäer. Sie empfingen mich freundlich und drückten mir, zum Zeichen ihres Wohlwollens, die Hand. Nicht weit von ihnen erblickte ich einen ihrer Anführer, einen sehr großen und wohlgebildeten, aber dabei so finster aussehenden Mann, daß selbst der

herzhafteste Mensch ihn nicht ohne Furcht ansehen konnte. Er schien übrigens einen hohen Rang unter ihnen zu haben, weil er auf eine ganz eigene Weise bepunktet und bemahlt war.

Ich ging auf eine höfliche Art zu ihm hin, und erwartete, auf eine ähnliche Weise von ihm empfangen zu werden. Aber darin hatte ich mich geirrt. Er warf vielmehr, indem ich ihm die Hand bot, einen finstern Blick auf mich, zog seine eigene Hand zurück und sagte: »Cain nischischin saganosch, die Engländer taugen nichts!« Ich erstaunte, und erwartete, da er eben seine Streitart in der Hand hatte, daß er diese kurze Begrüßung mit einem Schlage begleiten würde. Ich zog daher, um dies zu verhindern, eine Pistole aus meinem Gürtel, und ging mit ruhiger Miene dicht bei ihm vorüber. Meine Unerschrockenheit mochte einigen Eindruck auf ihn machen.

Ich erfuhr von den übrigen Indiern, daß es ein mir schon bekannter Anführer wäre, den die Franzosen le grand Sauteur — den großen Springer — nannten, so wie sie die Völkerschaft der Tschipiwäer überhaupt les Sauteurs zu nennen pflegen. Sie versicherten mir, daß er noch immer ein standhafter Freund der Franzosen sei, und geschworen habe, als sie Mischillimackinak und den Rest von Kanada an die Engländer übergeben mußten, daß er ein ewiger Feind dieser neuen Besitzer bleiben werde.

Ich beschloß hierauf, zwar auf meiner Hut zu sein, aber auch zugleich, um ihm zu zeigen, daß ich mich nicht vor ihm fürchtete, mein Nachtlager an dieser nämlichen Stelle aufzuschlagen. Ich wählte hiezu einen Ort, der von den Indischen Hütten ein wenig ablag, und begab mich, als Alles fertig war, zur Ruhe.

Allein kaum war ich eingeschlafen, als ich von meinem Französischen Bedienten wieder geweckt wurde. Dieser war durch das Getöse einer Indischen Musik in Furcht gesetzt, und als er aus dem Zelte ging, um zu sehen, was es gebe, erblickte er einen Trupp junger Wilden, deren jeder eine Fackel auf einer langen Stange trug, und welche auf eine sonderbare Weise auf uns zutanzten. Ich selbst gerieth durch diese Nachricht in eine nicht geringe Unruhe, sprang von meinem Lager auf, und trat vor das Zelt.

Hier erblickte ich ungefähr 20 nackte junge Indier, wovon die meisten so schön gewachsen waren, als ich sie je gesehn hatte, und welche nach der Musik der Trommel auf mich zutanzten. Alle 10 oder 12 Schritte blieben sie stehn und machten ein fürchterliches Geheul. Ich gestehe, daß mir nicht wohl dabei zu Muthe ward.

Sie erreichten jetzt mein Gezelt, und ich ersuchte sie, hineinzutreten, welches sie auch thaten, aber ohne mich einer Antwort zu würdigen. Ich bemerkte, daß sie sich roth und schwarz bemahlt hatten, welches sie ordentlicher Weise nur alsdann zu thun pflegen, wenn sie ihren Feinden entgegengehn. Dies, nebst einigen Theilen ihres gewöhnlichen Kriegestanzes, die sie mit untermischten, überzeugte mich noch mehr, daß der große Springer, der meinen Gruß so rauh erwiedert hatte, sie abgeschickt habe, um mir das Garaus zu machen. Ich nahm mir indeß vor, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, ergriff daher meine Flinte und Pistolen, setzte mich auf meinen Koffer nieder, und befahl meinen Leuten, auf ihrer Hut zu sein.

Nunmehr setzten die Indier ihren Tanz innerhalb des Gezeltes abwechselnd fort, und besangen dabei ihre eigenen Heldenthaten und die Vorzüge ihres Stamms.

Bei jedem Absatze schlugen sie, um ihren schon an sich starken und rauhen Ausdrücken noch mehr Gewicht zu geben, gegen die Pfähle meines Zelts mit solcher Heftigkeit, daß ich jedesmahl vermuthete, es würde über uns zusammenfallen. So oft sie in der Runde bei mir vorbeitanzten, hielten sie jedesmahl ihre rechte Hand über die Augen, und sahen mir starr ins Gesicht, welches ich gleichfalls eben für kein Freundschaftszeichen halten konnte. Meine Leute schätzten sich für verloren, und ich selbst muß gestehen, daß ich nie eine lebhaftere Anwandlung von Furcht empfunden habe.

Als ihr Tanz zu Ende war, bot ich ihnen die Friedenspfeife an; allein sie wurde verschmäht. Ich nahm hierauf meine letzte Zuflucht zu Geschenken, und suchte etliche Bänder und andere Kleinigkeiten hervor, die ich ihnen anbot. Dies schien sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen und ihren Zorn zu besänftigen. Sie berathschlagten sich einen Augenblick, und setzten sich hierauf, jedoch ohne die Geschenke anzunehmen, auf die Erde nieder.

Ich schöpfte Hoffnung, reichte ihnen noch einmahl die Friedenspfeife, und hatte diesmahl das Vergnügen, sie angenommen zu sehen. Sie zündeten sie an, gaben sie mir dann zuerst, und rauchten nachher selbst daraus. Nunmehr nahmen sie auch die Geschenke an, die ihnen sehr angenehm zu sein schienen, ungeachtet sie dieselben vorher nicht einmahl anzusehn gewürdiget hatten. Nach einer Weile verließen sie mich als die besten Freunde.

Ich muß gestehen, daß ich nie froher war, als jetzt, da ich diese furchtbaren Gäste vom Halse hatte. Die eigentliche Absicht ihres sonderbaren Besuchs habe ich mit Gewißheit nie erfahren können. Es war zwar, auf der einen Seite, aus ihrem ganzen Benehmen mehr als

wahrscheinlich, daß sie etwas Feindseliges im Schilde führten; allein der Ausgang ließ, auf der andern Seite, wiederum vermuthen, daß sie mir vielleicht nur eine große Ehre erzeigen wollten, die den Anführern fremder Völkerschaften, wenn sie zu ihnen kommen, gewöhnlich widerfährt. War dieses, so sollte das Kriegerische und Drohende in ihrem Betragen vermuthlich nur darauf abzielen, mir eine hohe Meinung von ihrer Größe und Tapferkeit einzuflößen. Vielleicht gehört dieses auch mit zu der bei ihnen gewöhnlichen Ehrenbezeigung. Ich lasse die Entscheidung hierüber dahin gestellt sein.

Ich blieb übrigens die ganze Nacht hindurch unangefochten, und setzte am folgenden Morgen meine Reise fort. Noch vor Abend hatte ich das Vergnügen, bei der Hundewiese wohlbehalten anzukommen, und nicht lange danach stellten sich auch meine Freunde, die Nadowessier, daselbst ein.

Auf diesem Platze, dem allgemeinen Markte der Indier, hören, nach einer gemeinschaftlichen Verabredung, alle Feindseligkeiten selbst zwischen Denen auf, welche in offenbarem Kriege begriffen sind. Es kommen hier daher Freunde und Feinde zusammen, und gehen, so lange sie hier sind, friedlich mit einander um. Ebendiese Verabredung gilt auch von dem sogenannten rothen Berge, einem Orte, woher die Indier diejenigen Steine holen, aus welchen sie ihre Pfeifen machen. Da dies eine Waare ist, deren Keiner unter ihnen entbehren kann, so hat man auch den Ort, woher sie genommen wird, für kriegfrei zu erklären, sich genöthiget gesehen.

Bald nach meiner Ankunft auf der Hundewiese stellte sich auch der große Springer daselbst ein. Auch hier äußerte sich sein Haß gegen die Engländer und eine Vorliebe für die Franzosen auf eine Weise, die

ärgerlich war. Er beredete nämlich 10 Oberhäupter der Nadowessier, daß sie mich verließen, und nicht nach Mischillimackinak, sondern nach dem Französichen Louisiana gingen, um Waaren daselbst einzutauschen.

Die übrigen folgten meinem Rathe, reiseten nach Mischillimackinak, und kehrten, wie ich nachher erfuhr, vergnügt über die gute Aufnahme zurück, die man ihnen hatte widerfahren lassen. Von Denen hingegen, welche nach Louisiana gingen, waren über die Hälfte, wegen der großen Verschiedenheit des ihnen fremden südlichen Erdstriches, an Krankheiten gestorben. Erst nach meiner Zurückkunft in England erfuhr ich, daß der große Spinger sich bei den Engländern durch seine eingewurzelte Feindschaft immer verhaßter gemacht habe, und endlich in seinem Zelte bei Mischillimackinak von einem Kaufmanne, dem ich die obige Geschichte erzählt hatte, ermordet worden sei.

Die Handelsleute auf der Hundewiese versahen mich zwar mit einigen Waaren, allein da diese nicht hinreichend waren, um mich in den Stand zu setzen, mein erstes Vorhaben zu verfolgen, so entschloß ich mich, durch das Land der Tschipiwäer nach dem Obern See zu reisen. Hier hoffte ich diejenigen Kaufleute zu finden, die alle Jahr von Mischillimackinak nordwestwärts gehn, und von welchen ich gar nicht zweifelte, so viele Waaren erhalten zu können, als ich zu meinem Endzwecke gebrauchte. Dann wollte ich von dort aus die nördlichen Gegenden bis an die Meerenge von Anian durchreisen, die, wie meinen Lesern bekannt sein wird, die nördlichen Theile von Asien und Amerika von einander scheidet.

Als ich mit Einkaufen fertig war, ging ich abermahls auf dem Missisippi bis an den See Pepin hin-

auf, allwo unterhalb des Sees der Fluß Tschipiwä mündet, welcher von Norden herabfließt. Hier miethete ich mir einen Indischen Steuermann, und befahl ihm, mich diesen Fluß bis hinauf zu dem Ursprunge desselben zu führen. Das war ungefähr der halbe Weg von hier bis nach dem Obern See.

Die Gegend, welche der genannte Fluß durchströmt, ist bis auf 60 Englische Meilen weit sehr eben. Längs den Ufern desselben hin liegen schöne Wiesen, auf welchen ich größere Herden von Büffeln und Elendthieren weiden sah, als ich sonst irgendwo auf meinen Reisen angetroffen hatte.

Beinahe in der Mitte seines Laufs hat dieser Fluß drei Wasserfälle, und hier wird die Gegend rauh und uneben. Sie ist daselbst fast durchgängig mit Fichten, Büchen, Ahornbäumen und Birken bewachsen. Hier stellte sich mir ein merkwürdiges und wunderbares Schauspiel dar. In einem Walde nämlich, der ungefähr 3 Englische Meilen lang war, bemerkte ich, daß alle Bäume, so weit mein Auge reichen konnte, Stamm bei Stamm mit den Wurzeln ausgerissen waren und auf dem Boden lagen; vermuthlich das Werk einer heftigen Windsbraut, die vor einigen Tagen hier gewüthet haben mußte. Aus der Wirkung, die dieselbe hatte, kann man sich einen Begriff von ihrer allgewaltigen Stärke machen.

Nahe bei der Quelle des Flusses fand ich eine Ortschaft der Tschipiwäer, wovon er seinen Namen hat. Sie besteht aus ungefähr 40 Häusern oder Hütten, nach Indischer Bauart, und kann etwa 100 Krieger aufbringen. Diese Leute schienen mir das schmutzigste Volk zu sein, welches ich je gesehen hatte. Ich bemerkte, daß die Weiber und Kinder sich eine Gewohnheit

erlauben, die zwar gewissermaßen bei allen Indischen Völkern herrscht, aber nach unsern Begriffen äußerst ekelhaft und widrig ist, nämlich die, sich einander die Haare zu durchsuchen und das darin erhaschte Wildbret — zu verzehren.

Von hier aus mußte ich meinen Nachen von Zeit zu Zeit von einem kleinen Landsee bis zum andern tragen lassen, bis ich wieder einen Fluß erreichte, auf dem wir weiter schiffen konnten. Ich entdeckte in diesen Gegenden verschiedene Adern von gediegenem Kupfer, welches so rein war, als man es sonst nirgends antrifft. Endlich glitt ich auf einem kleinen Flusse, der nach und nach zu einem reißenden Strome ward, bis in den westlichen Busen des Obern Sees hinab.

Die ganze Wildniß zwischen dem Missisippi und dem Obern See wird von den Indiern das Mückenland genannt; und ich denke mit Recht, denn nie sah und fühlte ich so viele von diesem Geziefer, als hier.

5.

Aufenthalt am nördlichen Ufer des Obern Sees. Künste eines Indischen Gottesgelehrten.

Ich ruderte längs dem westlichen Ufer des Obern Sees bis nach einer Stelle an der nördlichen Seite desselben hin, wo die Handelsleute, auf ihrer nordwestlichen Reise, ihre Nachen und ihr Gepäck bis zum nächsten Landsee tragen lassen, und wo ich also hoffen durfte, mit ihnen zusammenzutreffen. Ich fand daselbst einen großen Haufen von Killistinoern und Assinipoilen, zweien nordwärts wohnenden Stämmen von Indiern, die ihre beiderseitigen Könige und ihre Familien bei sich hatten.

Meine Bekanntschaft mit diesen Leuten war bald gemacht, und ich lebte nun unter ihnen, als unter alten Bekannten, mit völliger Sicherheit. Allein da die Kaufleute diesmahl ungewöhnlich lange ausblieben, und unsere Gesellschaft sich auf 300 belief, so gingen die Lebensmittel, die wir mitgebracht hatten, zu Ende, und wir erwarteten daher ihre Ankunft mit Ungeduld.

Eines Tages, da wir auf einer Anhöhe saßen, und voll Sehnsucht nach ihnen aussahen, sagte uns der Oberpriester der Killistinoer, daß er versuchen wolle, eine Unterredung mit dem großen Geiste zu haben, um von ihm zu erfahren, wann die Kaufleute ankommen würden. Mir war dies Anerbieten sehr gleichgültig, weil ich voraussah, daß der geistliche Gaukler uns mit einem Taschenspielerstückchen bewirthen werde. Allein der König dieses Stammes versicherte mir, daß es dem Manne vornehmlich darum zu thun sei, meine eigene Besorgniß zu vertreiben und mich zugleich von dem Ansehn zu überzeugen, worin er bei dem großen Geiste stehe. Es war daher der Höflichkeit gemäß, meine Gedanken darüber zu verbergen, und mich zu dem Possenspiele einzufinden.

Der nächste Abend war dazu festgesetzt. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen gemacht waren, kam der König, und führte mich in ein geräumiges Zelt, dessen Gehänge aufgezogen waren, damit die Außenstehenden Alles, was vorging, beobachten könnten. Für uns waren Felle auf dem Boden ausgebreitet, auf welche wir uns niederließen.

In der Mitte des Gezelts waren Stangen in die Erde geschlagen, doch so, daß ein Zwischenraum offen blieb, welcher groß genug war, einen menschlichen Körper zu fassen. Das Zelt wurde übrigens von einer

großen Menge Fackeln erleuchtet, die aus Splittern von Tannenholze gemacht waren und von Indiern gehalten wurden.

Nach einigen Minuten erschienen Se. Hochwürden selbst. Es wurde eine sehr große Elendshaut gerade zu meinen Füßen ausgebreitet, und auf diese legte sich der Priester nieder, nachdem er vorher alle Kleidungsstücke abgelegt hatte, nur das einzige ausgenommen, welches er um die Mitte des Leibes trug.

Er lag jetzt gestreckt auf dem Rücken und bedeckte sich mit den beiden Seiten der Haut, so daß er nur mit dem Kopfe aus derselben hervorragte. Hierauf nahmen zwei junge Leute, welche bei ihm standen, ungefähr 60 Ellen von einem starken Seile, das gleichfalls aus einer Elendshaut gemacht war, und banden es ihm fest um den Leib, so daß er in der Haut, wie ein Kind in seinen Windeln, lag. So wurde er von den beiden jungen Leuten, indem der Eine ihn beim Kopfe, der Andere bei den Füßen ergriff, über die Stangen in den innern Raum gehoben und daselbst niedergelegt. Die Stangen hinderten mich nicht, ihn genau zu beobachten, und man kann denken, daß ich meine Augen gebrauchte, um zu sehen, wohin es mit dieser Gaukelei am Ende kommen werde.

Kaum hatte der Priester in dieser Stellung einige Sekunden gelegen, als er anfing, etwas herzumurmeln. Allmählig ward das Gemurmel lauter und lauter, bis es sich endlich in ordentliches Sprechen verwandelte. Allein die Sprache, die der heilige Mann redete, war ein solches Gemisch aus den verschiedenen Mundarten der Tschipiwäer, der Ottowaer und Killistinoer, daß ich nur sehr wenig davon verstehen konnte. Er fuhr damit eine gute Zeit lang fort, erhob endlich, bald betend,

bald rasend, seine Stimme bis zum lautesten Geschrei, und gerieth dabei in so heftige Bewegungen, daß der Schaum ihm vor dem Munde stand.

Nachdem er dreiviertel Stunden so gelegen, geschrien und sich zerarbeitet hatte, schien er endlich ganz erschöpft zu sein, und ward völlig sprachlos. Allein plötzlich sprang er auf, ungeachtet es unmöglich schien, daß er, eingeschnürt wie er war, Arme und Beine bewegen könnte, und warf seine Decke so behende ab, als wenn die Seile, die darum gebunden waren, verbrannt gewesen wären. Hierauf redete er die Umstehenden mit einer gesetzten und vernehmlichen Stimme folgendermaßen an:

»Meine Brüder, der große Geist hat sich herabgelassen, eine Unterredung mit seinem Knechte auf mein ernstliches Bitten zu halten. Er hat mir zwar nicht gesagt, wann die Kaufleute, die wir erwarten, ankommen werden, allein Morgen, wenn die Sonne den höchsten Gipfel am Himmel erreicht haben wird, werden wir einen Nachen ankommen sehen, und die Leute darin werden uns Nachricht geben, wann wir auf die Ankunft der Kaufleute sicher rechnen können.«

Als er dies gesagt hatte, trat er aus der Einfassung heraus, zog seine Kleider an, und ließ die Versammlung auseinandergehn.

Am folgenden Tage hatten wir hellen Sonnenschein, und schon lange vor Mittag versammelten sich die sämmtlichen Indier auf der Anhöhe, von welcher man den See übersehen kann. Der alte König fragte mich, ob ich der Voraussagung des Priesters wol so viel Glauben beimesse, daß ich mit ihm zu seinen Leuten auf den Hügel gehn und auf ihre Erfüllung warten könne? Ich antwortete, daß ich zwar noch nicht wisse,

was ich davon denken solle, allein ich würde ihn gern begleiten. Wir gingen also dahin.

Aller Augen waren bald auf mich, bald auf den See geheftet. Endlich, als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, so geschah, was der Priester vorhergesagt hatte. Es kam nämlich wirklich ein Nachen um eine Landspitze herum, die ungefähr eine Seemeile von uns lag. Die Indier erhoben bei diesem Anblick ein allgemeines lautes Freudengeschrei, und schienen auf das Ansehn, worin ihr Priester bei dem großen Geiste stand, nicht wenig stolz zu sein.

Der Nachen kam endlich heran, und man ging hin, um die darin befindlichen Leute zu begrüßen. Noch that indeß Keiner eine Frage an sie; wir gingen vielmehr zusammen mit ihnen nach des Königes Zelte, wo wir, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, erst anfingen zu rauchen, ohne ein Wort davon zu reden, so groß auch bei Allen die Begierde war, zu hören, was sie uns von den Handelsleuten sagen würden. Ueberhaupt muß ich bei dieser Gelegenheit anmerken, daß die Indier sehr gesetzte Leute sind.

Nach einiger Zeit erst fragte der König: ob sie nichts von den Handelsleuten gesehn hätten? und ihre Antwort war: sie hätten dieselben vor einigen Tagen erst verlassen, und übermorgen würden sie hier sein. Dies geschah denn auch wirklich, und die Indier triumphirten nicht wenig, daß die Weissagung ihres Priesters so vollkommen in Erfüllung gegangen war.

Und nun, was wollen wir zu dieser Geschichte sagen? Sie auf Treue und Glauben annehmen, und es uns gefallen lassen, daß der erhabene Schöpfer und Regierer der Welt einem elenden geistigen Possenspieler, auf dessen Verlangen und um einiger abgeschmackten

Gaukeleien willen, die Zukunft eröffne? Aber ich traue dem jungen Leser schon zu viel Beurtheilungskraft zu, als daß er dieses nur möglich, geschweige denn gar wahrscheinlich finden könnte? Aber wie ging es denn zu? Wie machte es denn der Priester, um sich auf einmahl seine Banden abzustreifen, und wie fing er es an, um voraussagen zu können, daß der Nachen zu einer bestimmten Stunde ankommen und Nachricht von den Kaufleuten bringen werde? Die Wahrheit zu sagen, das weiß ich nicht, wenigstens nicht genau und nicht mit Gewißheit. Aber kann ich denn von andern, oft noch viel wunderbareren Gaukeleien, welche die Taschenspieler vornehmen, etwa auch immer die Art und Weise angeben, wie sie bewerkstelliget werden? Nein! Und doch bin ich, und doch sind alle andere vernünftige Leute völlig überzeugt, daß es natürlich damit zugehe.

Etwas muthmaßen kann ich indeß. Vielleicht, daß die Art, wie die ledernen Riemen dem geistlichen Gaukler um den Leib gewunden waren, es ihm möglich machte, sie durch die heftigen Bewegungen, die er vornahm, nach und nach so zu lösen oder zu erweitern, daß sie, da er aufsprang, von selbst abfallen mußten. Vielleicht, daß die Leute in dem Nachen, deren Ankunft er voraussagte, von ihm selbst den Kaufleuten entgegen geschickt, und von ihm befehligt waren, an dem bestimmten Tage, zu der bestimmten Stunde zurückzukehren. Dies oder etwas Aehnliches vorausgesetzt, ist der wunderbar scheinende Erfolg seiner Gaukelei kein Wunder mehr, sondern sehr begreiflich.

Die Menschen sind von jeher sehr begierig gewesen, etwas Wunderbares, welches von dem Gewöhnlichen und Natürlichen abweicht, zu sehen und zu hören. Es haben sich daher auch von jeher Betrüger gefunden,

welche sich dieser Neigung zum Wunderbaren bedienten, um ihre Mitmenschen zu täuschen, sich selbst das Ansehn von Männern Gottes und Wunderthätern zu geben, und, als solche, auf Kosten der Betrogenen wohl zu leben. Der unaufgeklärte Pöbel unter Vornehmen und Geringen läuft dergleichen Betrügern nach, hängt an ihrem Munde und läßt sich von ihnen bestricken; der Weise hingegen, welcher würdigere Begriffe von Gott hat, vom bloßen Scheine sich nicht täuschen läßt, und so viel ähnliche Gaukeleien, welche die Geschichte aller Völker und aller Länder erzählt, mit der Fackel der Vernunft beleuchtet hat, läßt sich bei jeder neuen Täuscherei dieser Art, auch wenn er die Art und Weise, wie sie bewerkstelliget werden, nicht anzugeben vermag, dadurch keinesweges irre machen. Er untersucht die Beschaffenheit des Betruges, so oft er kann, um seine Mitmenschen davon zu belehren und davor zu warnen; aber wenn er dieses auch nicht kann, so ist er schon zum voraus versichert, daß Gott um elender kleiner Zwecke willen die Ordnung der Natur nicht stören, und um nichts und wieder nichts die von ihm herrührenden natürlichen Einrichtungen der Dinge keineswegs unterbrechen werde. Und so müssen wir, wenn wir verständig sein und uns vor Schaden hüten wollen, es gleichfalls machen. —

Die Kaufleute waren nunmehr angekommen; allein die Hoffnung, daß ich diejenigen Waaren, die ich zu meiner bevorstehenden großen Reise nöthig hatte, von ihnen würde erhalten können, schlug mir abermahls fehl. Mein ganzer Reiseplan wurde dadurch vereitelt; und ich sah mich nun genöthiget, wieder nach dem Orte, von wannen ich ausgegangen war, zurückzukehren. Ich nahm daher von dem Könige der Killistinoer, der ein

alter, freundlicher Mann war, Abschied, und fuhr längs der nördlichen und östlichen Küste des Sees bis nach der südöstlichen Ecke desselben hin, allwo er einen Theil seines Gewässers durch einen schmalen Sund, der einen Wasserfall hat, in den See Huron ergießt. Dieser Wasserfall wird der Fall von St. Maria genannt, und unweit desselben liegt das Fort Kandat, welches ehemahls den Franzosen, nachher den Engländern gehörte, und jetzt unter der Botmäßigkeit der Nordamerikanischen Freistaaten steht. Aber bevor ich weiter etwas von meiner Reise erzähle, muß ich erst eine kleine Beschreibung von dem großen und merkwürdigen Landsee einschieben, dessen westliche, nördliche oder östliche Küste ich bisher selbst in Augenschein genommen hatte, und den ich meinen Lesern nun schon mehrmahls unter dem Namen des Obern Sees genannt habe.

5.

Beschreibung des Obern Sees und des Sees Huron. Rückreise nach Mischillimackinak.

Man kann diesen See mit Recht das Kaspische Meer von Amerika nennen, weil er diesem Asiatischen Landsee an Größe, wo nicht ganz, doch beinahe gleichkommt, und also einer der größten Landseen auf der ganzen Erdkugel ist. Nach den Französischen Karten beträgt sein Umkreis etwa 1500 Englische Meilen; allein ich glaube, man könne ihn zuversichtlich auf 2000 und darüber, also auf mehr als 400 Deutsche Meilen rechnen.

Fast die ganze Strecke der Küste, die ich selbst befuhr, und welche ungefähr 1200 Englische Meilen betrug, bestand aus Felsen und Anhöhen. Auch der

Grund schien überall ein Felsenbette zu sein. Bei ruhigem Wetter und hellen Sonnenscheine konnte ich, in meinem Nachen sitzend, durch das klare Wasser hindurch, in einer Tiefe von mehr als sechs Klaftern, auf dem Grunde deutlich große Pfeiler von Steinen unterscheiden, deren einige ordentlich das Ansehn hatten, als wenn sie durch Menschenhände behauen wären. Zu einer solchen Zeit war das Wasser so rein und durchsichtig, als Luft; mein Nachen schien nicht davon getragen zu werden, sondern nur darin zu schweben. Es war nicht wohl möglich, länger als einige Minuten durch diesen klaren Zwischenraum nach den Felsenpfeilern hinzublicken, ohne schwindlig, und dadurch gezwungen zu werden, seine Augen von diesem glänzenden Bilde wegzuwenden.

Eine andere Eigenschaft des Wassers in diesem See, die ich durch einen Zufall entdeckte, war folgende. Da ich diese Reise über denselben hin mitten im Sommer machte, so fand ich zwar das Wasser der Oberfläche in einem beträchtlichen Grade erwärmt, allein wenn man etwas davon bloß in der Tiefe eines Klafters schöpfte, so hatte dieses eine solche Kälte, daß es mir im Munde wie Eis vorkam.

Es giebt auf diesem See viele, zum Theil beträchtliche Inseln, wovon besonders zwei sehr groß sind, die vielleicht ungemein bequem wären, Pflanzstädte darauf anzulegen. Die eine davon, welche den Namen Königsinsel führt, muß wenigstens 100 Englische Meilen lang und an vielen Stellen 40 Meilen breit sein. Die benachbarten Indier glauben, daß der große Geist auf dieser Insel wohne, und sie tragen sich mit allerlei Mährchen von Bezauberungen und Hexereien herum, die Denen von ihnen widerfahren sein sollen, die etwa

durch Sturm und Ungewitter gezwungen wurden, auf dieser Insel Schutz zu suchen.

Von einer andern Insel, Maurepas genannt, die auf der Nordostseite des Sees liegt, erzählte man mir folgendes erbauliche Ammenmährchen.

Als einst einige Tschipiwäer an die Küste dieser Insel verschlagen waren, fanden sie auf derselben große Haufen von einem schweren glänzenden, gelben Sande, der, ihrer Beschreibung nach, Goldsand gewesen sein mußte. Der Glanz desselben bewog sie am folgenden Morgen, da sie wieder zurückfahren wollten, etwas davon mitzunehmen. Aber siehe! da erschien der Bewohner dieser Insel, ein Geist, der über 60 Fuß hoch war, schritt ihnen nach ins Wasser, und befahl ihnen, Alles, was sie davon mitgenommen hatten, sogleich wieder zurückzugeben. Die erschrockenen Indier gehorchten, und der Geist ließ sie hierauf ruhig davonrudern. Diese und ähnliche Mährchen, welche sich von Mund zu Mund auf die Nachkommenschaft fortpflanzen, sind hinreichend, die abergläubigen Indier auf immer abzuschrecken, sich diesen Inseln zu nähern.

Wer erkennt hier nicht abermahls die Sinnesart kindischer Menschen, deren Vernunft durch aufklärenden Unterricht noch nicht erleuchtet worden ist! Meine jungen Leser werden immer mehr und mehr die Bemerkung gegründet finden, daß die Menschen in eben dem Grade geneigt zu allerlei Arten von Aberglauben und Alfanzereien sind, in welchem ihr Verstand noch kindisch, ungebildet und ununterrichtet ist; und sie werden es daher mit Recht für eine Art von Beschimpfung halten, wenn ein Betrüger oder ein Betrogener ihnen dergleichen Fratzen als wahr und glaubwürdig aufdringen sollte.

Die nördliche und östliche Küste dieses großen Sees

ist ungemein gebirgig und zugleich sehr unfruchtbar, vermuthlich wegen der großen Kälte, die hier im Winter, und der geringen Wärme, welche hier im Sommer herrscht. Alle Pflanzen und Gewächse sind daher nur klein und kümmerlich. Indeß wachsen auf einigen dieser Berge Heidelbeeren von außerordentlicher Größe und sehr lieblichem Geschmacke in erstaunlichem Ueberflusse. Von den hier wachsenden schwarzen Johannisbeeren und Stachelbeeren gilt das Nämliche.

Allein die vorzüglichste unter allen Früchten dieser Gegenden ist eine Beere, die an Gestalt und Farbe unsern Himbeeren gleicht, nur daß sie größer und von Geschmack noch ungleich lieblicher ist, als diese. Sie wächst auf einer Staude, die einer Weinrebe gleicht, auch eben solche Blätter hat. Verpflanzte man dieses Gewächs in eine wärmere und mildere Gegend, so würde man vermuthlich eine der schätzbarsten und schmackhaftesten Früchte gewinnen.

Unter den vielen Flüssen, welche sich in diesen See ergießen, und deren Zahl sich beinahe auf 40 beläuft, ist einer, der, ehe er in den See fällt, von dem Gipfel eines Berges mehr als 600 Fuß hoch senkrecht herabstürzt. Da derselbe nur schmal ist, so erscheint er in der Ferne als ein weißes Band, das in der Luft schwebt.

Man hat die Frage aufgeworfen: wo doch immer die erstaunliche Menge Wassers bleiben möge, welche von so vielen Flüssen in jedem Augenblicke diesem Landsee zugeführt wird, da sein Ausfluß in den See Huron durch den Kanal St. Maria kaum den zehnten Theil davon wieder abzuführen scheint? Man geräth zunächst auf die Vermuthung, daß es irgend einen unterirdischen Abfluß haben müsse; allein da dieser auf der Oberfläche des Sees durch einen Zug des Wassers nach dem Orte

des unterirdischen Abzuggrabens spürbar sein müßte, ein solcher Zug aber nirgends bemerkt worden ist, so bleibt wol nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß neun Zehntel desjenigen Wassers, welche die Flüsse in diesen See ergießen, durch die beständige Ausdünstung desselben wieder verloren gehen *).

An den Ufern eines der Flüsse, welche sich in diesen See ergießen, findet man eine Menge von gediege-

---

*) Ich warf einst beim Unterrichte in der Erdbeschreibung meinen Zöglingen die nämliche Frage in Ansehung des Kaspischen Meeres auf. Einer von ihnen, damahls ein Knabe von zehn Jahren, dessen junger Geist auch in solchen Dingen, wovon er fast noch gar keine Kenntniß hatte, die Wahrheit auf den ersten oder zweiten Wurf gleichsam blindlings zu treffen pflegte, antwortete zunächst: dieses Landmeer hätte vielleicht einen auf der Karte nicht angegebenen Ausfluß in das schwarze Meer oder in den Persischen Meerbusen. Ich versicherte ihm, daß ein solcher Abfluß nirgends gefunden werde. »Ja,« erwiederte er, »es ist vielleicht ein unterirdischer, den man nicht sehen kann!« Dann, versetzte ich, müßte doch das Wasser im See einen merklichen Zug nach der Gegend hin haben, wo dieser unterirdische Kanal seinen Anfang nähme; nun ist aber auf Befehl der Russischen Regierung der ganze See umschifft worden, um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, und man hat damahls einen solchen Zug des Wassers nirgends wahrgenommen. »Nun dann, antwortete mein Johannes — die jungen Leser kennen ihn vielleicht aus dem Robinson und aus der Entdeckung von Amerika — so weiß ich keinen andern Rath, als den, daß das viele Wasser, welches die Wolga und andere Ströme in diesen See schütten, durch die tägliche Ausdünstung desselben wieder verloren gehe!« Man merke, daß Johannes damahls noch nie gehört hatte, wie stark der Abgang sei, den ein stehendes Wasser durch die Ausdünstung zu leiden pflegt.

Der Herausgeber.

nem Kupfer, welches an seinen Ufern umher liegt. Auch bemerkte ich, daß viele von den kleinen Inseln, vornehmlich an der östlichen Küste, mit Kupfererz bedeckt waren. Ich vermuthe, daß dies Gelegenheit zu einem sehr vortheilhaften Handel geben könnte, weil dieses Metall sich, ohne viele Kosten und Mühe, fast ganz zu Wasser von hier nach Quebeck, oder wohin man sonst wollte, bringen ließe.

Unter den vielen Fischen, welche den Obern See beleben, zeichnen sich besonders die Forelle und der Stör aus, die man dort fast zu jeder Jahrszeit im größten Ueberflusse fangen kann. Die Forellen sind gemeiniglich 12, zuweilen über 50 Pfund schwer. Zu den vielen kleinern Fischen, die dieser See hervorbringt, gehört auch einer, der einem Häringe gleicht, und den man zum Köder gebraucht, um die Forellen damit zu fangen. Auch findet man eine kleine Art Taschenkrebse oder Seespinnen, die nicht größer, als ein Gulden sind.

Die Wellen, welche das Gewässer dieses Sees bei starken Stürmen, welchen er sehr unterworfen ist, zu werfen pflegt, steigen eben so hoch, als die auf dem Atlantischen Weltmeere. Der Kanal, welcher aus ihm abläuft, um ihn mit dem See Huron zu verbinden, ist ungefähr 40 Englische Meilen lang. Die Breite desselben ist verschieden.

Der See Huron ist, nach dem Obern See, der größte. Sein Umkreis beträgt 1000 Englische Meilen, und seine Figur ist dreieckig. Auch auf ihm findet man eine große Insel, die, wenn wir den Indiern glauben wollen, gleichfalls eine Wohnung der Geister ist. Sie nennen sie daher Manatalin, d. i. Geisterort, und sie ist ihnen eben so heilig und unzugänglich, als die obenerwähnten Inseln im Obern See.

Einem Busen an dem nordwestlichen Winkel dieses Sees hat man den Namen Donnerbusen (Thunderbay) gegeben, weil, so oft man in diese Gegend kommt, fast immer Donnerwetter daselbst zu herrschen pflegen. Als ich selbst über diesen Busen fuhr, wozu ich fast 24 Stunden gebrauchte, donnerte und blitzte es gleichfalls unaufhörlich. Eine sonderbare Naturerscheinung, die um desto schwerer zu erklären ist, da die Gegenden rings umher Gewittern nicht sehr unterworfen sind. Vielleicht, daß die Berge, von welchen dieser Busen eingeschlossen wird, entweder eine große Menge von Schwefel oder andern Minern enthalten, durch welche der Blitzstoff, womit die vorüberziehenden Wolken beladen sind, stark angezogen wird, so daß er sich hier anhäufen und in Gewitter ausbrechen muß. Doch diese Vermuthung war beiläufig.

Die Fische im See Huron sind fast die nämlichen, wie im Obern See; aber das Land ist fruchtbarer, als um jenen. Daß übrigens derselbe auch mit dem See Erie, so wie mit dem Obern See, zusammenhänge, ist schon oben erinnert worden.

Von dem Wasserfalle St. Maria ging ich nun gemächlich nach Mischillimackinak zurück, und kam daselbst im Anfange des Novembers 1767 wohlbehalten wieder an; nachdem ich auf meiner, von da aus angestellten Reise, die sich beinahe auf 4000 Englische Meilen erstreckte, 14 Monate zugebracht hatte. Der einfallende Winter nöthigte mich, hier bis zum nächsten Frühjahre still zu liegen.

Ich nutzte indeß diese Zeit zu Besuchen bei zwölf verschiedenen Indischen Völkerschaften, die gegen Westen und Norden von Mischillimackinak wohnen, und fand überall eine gute Aufnahme. Auch zu Mischilli-

mackinak selbst hatte ich eine umgängliche Gesellschaft, und ich brachte daher diesen Winter ganz angenehm und ohne Langeweile zu.

Den meisten Zeitvertreib verschaffte mir der Forellenfang. Es wurden zu diesem Behufe Löcher ins Eis gehauen. Durch diese ließen wir 22 Ellen lange und starke Linien hinab, an welchen drei bis vier Angel mit kleinen Fischen befestiget waren. Und auf diese Weise fingen wir oft zwei Forellen zugleich, deren jede 10, 20 bis 40 Pfund wog. Ihr Geschmack ist vortrefflich. Man pflegt sie, so lange der Winter währt, in der Luft zu trocknen. Da frieren sie denn in einer einzigen Nacht so hart, daß sie sich völlig eben so gut halten, als wenn sie eingesalzen wären.

7.

Reise von Mischillimackinak nach Detroit. Etwas von der Geschichte dieser Stadt. Reise über die Seen Erie und Ontario nach Boston.

Als der Winter vorüber war, schiffte ich mich wieder ein, und fuhr über den See Huron bis nach dem südlichen Winkel desselben hin, allwo er einen Strom in einen kleinen See, St. Klara genannt, ergießt. Aus diesem letzten fließt ein Fluß, welcher Detroit heißt, in den See Erie, so daß dieser dadurch mit dem See Huron zusammenhängt.

An dem Ufer des Flusses Detroit liegt eine Stadt gleiches Namens, welche damahls noch den Engländern gehörte, jetzt aber auch den Nordamerikanischen Freistaaten abgetreten worden ist. Diese war mein nächstes Ziel; und ich langte daselbst glücklich an.

Die Stadt Detroit enthält nicht viel über 100 Häu-

ser, und ihre Einwohner sind größtentheils Franzosen, weil sie, wie auch schon ihr Name andeutet, ursprünglich ein Französischer Pflanzort war. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig, und an der Südseite liegt eine Reihe von schönen und bequemen Baracken *), nebst einem geräumigen Waffenplatze. Die Befestigung des Orts besteht bloß in Schanzpfählen und etlichen Bollwerken, auf welchen einige kleine Kanonen stehn. Die Besatzung, welche aus 200 Mann bestand, wurde von einem Stabsoffizier befehliget, welcher zugleich der Statthalter dieses Orts und der ganzen Gegend war.

Man erzählte mir hier eine merkwürdige Naturbegebenheit, die sich 11 Jahre vor meiner Ankunft an diesem Orte zugetragen haben soll. Es regnete nämlich, sowol in der Stadt als auch in der umliegenden Gegend, ein schwefliges Wasser herab, welches so schwarz und dick, wie Dinte, war. Man sammelte etwas davon ein, und als man damit zu schreiben versuchte, so fand man, daß es völlig die Dienste der Dinte leistete. Bald nachher brach der siebenjährige Krieg aus, der, wie bekannt, nicht bloß in Europa, sondern auch in andern Welttheilen, vornehmlich in Amerika, geführt wurde; und es fehlte, wie gewöhnlich, nicht an scharfsichtigen Leuten, welche zwischen diesen beiden Begebenheiten einen genauen Zusammenhang wahrzunehmen glaubten, und welche behaupteten, daß die erste eine Vorbedeutung von der andern gewesen sei **). Denn, dachten

---

*) Kleine Häuser an den Wällen zur Wohnung für gemeine Soldaten.

**) Der gute Hr. Carver scheint selbst nicht ganz abgeneigt gewesen zu sein, diesen hellsehenden Leuten beizupflichten. Denn er setzt in der Urschrift, von welcher die gegenwär-

diese erleuchteten Seelen, die eine ging ja vorher, und die andere folgte: also mußte jene eine Vorbedeutung von dieser sein! Ferner war der Regen schwarz, und der Pulverdampf des Krieges ist ja auch schwarz: also mußte jener eine Vorbedeutung von diesem sein! Endlich ist ja auch die schwarze Farbe, die der Regen hatte, die Farbe der Trauer, und der Krieg ist bekanntlich Schuld, daß viele Menschen trauern müssen: also mußte jene eine Vorbedeutung von diesem sein! Meine jungen Leser werden die Bündigkeit dieser Schlüsse wol ohne Fingerzeig von selbst bemerken.

Ungläubige Herzen könnten hier freilich die Frage aufwerfen: wozu dieses schwarze Wunder denn nun eigentlich habe dienen sollen? Etwa dazu, den Krieg, bevor er ausgebrochen war, abzuwenden? Aber das stand ja nicht bei den Einwohnern des kleinen Städtchens

---

tige Erzählung, die Einkleidung abgerechnet, ein Auszug ist, ausdrücklich hinzu: »er wolle zwar nicht behaupten, daß dieser Zufall wirklich eine Vorbedeutung gewesen sei, indeß habe man doch fast aus jedem Zeitalter glaubwürdige Schriftsteller, die ähnliche Beispiele von außerordentlichen Erscheinungen vor außerordentlichen Begebenheiten anführen. Solche Schriftsteller hat man nun freilich wol; aber auch glaubwürdige? Glaubwürdige in diesem Stück? Oder findet Glaubwürdigkeit überhaupt noch Statt, sobald nicht mehr von Begebenheiten, sondern von Meinungen die Rede ist? Die Begebenheit, daß schwarzer Regen gefallen, und daß nicht lange nachher Krieg entstanden sei, kann man auf das Wort eines glaubwürdigen Mannes für wahr annehmen; aber die Meinung, daß jener eine Vorbedeutung von diesem gewesen sei, darf man, ohne der Glaubwürdigkeit des Mannes zu nahe zu treten, dreist in Zweifel ziehn.

Der Herausgeber.

Detroit, als welche nicht befragt worden, ob sie Krieg oder Frieden haben wollten. Oder etwa dazu, diese guten Leute zu benachrichtigen, daß sie sich und ihre Habseligkeiten in Sicherheit brächten? Aber sie konnten ja nicht eher wissen, daß der schwarze Regen Krieg bedeute, bis der Krieg erst wirklich ausgebrochen war; und als das Kriegsfeuer wirklich brannte, da bedurfte es keiner Vorbedeutung mehr, die ihnen kund that, daß es brennen werde. — Das scheint nun freilich ein ganz treffender Einwurf gegen den Zweck und den Nutzen dieses neuen Wunders, und also auch gegen die Echtheit desselben zu sein, weil es sich doch unmöglich denken läßt, daß der weise Geist irgend ein Wunder, es sei klein oder groß, ohne irgend eine begreifliche Absicht geschehen lasse; aber glaubwillige Seelen stoßen sich an dergleichen Schwierigkeiten nicht, weil sie ein für allemahl der festen Meinung sind, daß in Dingen, welche man mit oder ohne Grund auf irgend eine Weise zur Religion rechnet, die Vernunft ganz und gar nicht mitzureden habe, und daß das Verdienst des Glaubens um so viel größer sei, je unglaublicher und vernunftwidriger die geglaubte Sache ist. Ob diese Meinung selbst vernünftig oder unvernünftig, für das Wohl der Menschheit nützlich oder schädlich sei, das überlasse ich der eigenen Beurtheilung meiner jungen Leser, und fahre in meiner Erzählung fort.

In dem Laufe des siebenjährigen Krieges suchte der unternehmende Indische Anführer Pontiak, dessen ich schon oben erwähnt habe, den Engländern auch die Stadt Detroit zu entreißen. Es lagen damahls ungefähr 300 Mann in der Stadt, und ein tapfrer Offizier, Major Gladwyn, war ihr Befehlshaber. Diesen mit offner Gewalt anzugreifen, hielt Pontiak für

bedenklich. Er beschloß daher auch hier, wie bei der Ueberrumpelung von Mischillimackinak, sich lieber einer List zu bedienen.

Der Krieg schien damahls eben sein Ende erreicht zu haben, und die Indier standen schon seit einiger Zeit mit den Engländern wieder auf einem recht guten Fuße. Pontiak konnte daher hoffen, daß sein Anschlag, weil man sich jetzt nichts Böses mehr von ihm versah, gelingen werde.

In dieser Hoffnung näherte er sich mit denjenigen Indiern, deren Anführer er war, der Stadt, schlug in einer kleinen Entfernung von derselben sein Lager auf, und ließ dem Befehlshaber sagen, daß er gekommen sei, um Handel zu treiben; und da er wünsche, daß die Kette des Friedens zwischen den Engländern und seinem Volke recht glänzend werden möge, so bitte er ihn, mit ihm und den übrigen Volkshäuptern eine Rathsversammlung anzustellen. Major Gladwyn, welcher nicht den geringsten Argwohn in die Aufrichtigkeit des Indiers setzte, nahm seinen Antrag an, und bestimmte den folgenden Morgen zur Haltung der Rathsversammlung.

Noch den nämlichen Abend brachte eine Indierinn, die für den Major Gladwyn ein Paar Schuh aus einer vorzüglich guten Elendshaut gemacht hatte, sie nach seinem Hause. Er versuchte sie, sie gefielen ihm, und er befahl der Frau, ihm aus dem Reste der Haut noch ein zweites Paar zu machen. Er bezahlte ihr hierauf das erste Paar, und ließ sie gehn.

Die Frau ging bis an die Hausthür, aber da blieb sie stehn, als wenn sie noch nicht Alles ausgerichtet habe, was sie ausrichten wollte. Ein Bedienter, der sie stehen sah, fragte, warum sie noch da sei? Allein sie

ließ seine Frage unbeantwortet. Nach einer Weile fiel sie dem Major selbst in die Augen; er fragte den Bedienten, was die Frau noch wolle? und da dieser es ihm nicht sagen konnte, so ließ er sie selbst wieder vor sich kommen.

»Warum seid ihr noch nicht gegangen, gute Frau?« fragte er sie, da sie wieder vor ihm stand. »Wißt ihr nicht, daß das Thor jetzt gleich geschlossen wird, und daß ihr werdet in der Stadt bleiben müssen, wenn ihr nicht bald macht, daß ihr hinaus kommt?«

»Ich weiß,« antwortete sie mit vieler Verwirrung; »aber ich möchte das Uebrige der Haut nicht gern mitnehmen, da Sie einen so großen Werth darauf zu setzen scheinen, und da Sie immer so gütig gegen mich gewesen sind.«

Major. Und warum wollt ihr sie denn nicht gern mitnehmen?

Frau. Weil ich sie nie zurückbringen könnte.

Major. Sonderbar! Und warum denn nicht?

Frau. Ach, lieber Herr — —

Major. Nun, nur heraus damit!

Frau (immer verwirrter). Ach!

Major. Hört, Frau! ihr könnt mir Alles sagen, es sei, was es wolle; es soll euch nicht zum Schaden gereichen.

Nach einigen andern abgebrochenen Antworten, welche den Major nur immer neugieriger machten, bequemte sich endlich die Frau, ihm folgende wichtige Eröffnung zu thun.

»Pontiak und die übrigen Oberhäupter hätten beschlossen, ihn, die Besatzung und die sämmtlichen Einwohner zu ermorden, und sodann die Stadt zu plündern. Alle Oberhäupter, welche Morgen im Rath er-

scheinen würden, hätten deßwegen ihre Flinten kürzer gemacht, um sie unter ihren Decken verbergen zu können. Die Ueberlieferung eines Gehänges, welches der Anführer ihm auf eine besondere Weise überreichen werde, sei ein verabredetes Zeichen, wobei Jeder seine versteckte Flinte hervorziehen und auf ihn und sein Gefolge Feuer geben werde. Dann wollten sie alsobald sich in die Straßen stürzen, wo unterdeß eine große Anzahl ihrer Krieger, auf gleiche Weise bewaffnet, und unter dem Vorwande, zu handeln, zu ihrer Unterstützung sich eingefunden haben werde. Auf diese Art werde man sich dann der ganzen Stadt bemächtigen.«

Der Major erforschte hierauf noch alle Nebenumstände der Verschwörung, und entließ dann die belohnte Frau, mit dem Gebote, sich gegen Keinen etwas merken zu lassen. Er theilte hierauf demjenigen Offizier, der zunächst unter ihm befehligte, die Entdeckung mit; allein dieser war der Meinung, daß die ganze Sache wol nur eine Erdichtung sei, die das Weib deßwegen ausgeheckt habe, um eine Belohnung dafür zu erhalten, und rieth ihm, nicht darauf zu achten. Der Major hingegen hielt es der Klugheit gemäß, auf allen Fall doch solche Maßregeln zu nehmen, als wenn man mit Gewißheit wüßte, daß die Sache gegründet sei.

Demzufolge machte er die Nacht über selbst die Runde in der Feste, und sah dahin, daß jede Schildwache ihre Schuldigkeit that, und daß alle Waffen in gehöriger Ordnung waren. Beim Herumgehen hörte er, daß die Indier in ihrem Lager in vollem Schmause begriffen waren; vermuthlich, weil sie ihrer Sache sehr gewiß zu sein glaubten, und sich schon zum voraus über den glücklichen Ausgang freuten. Mit Anbruch des Tages ließ er die Besatzung ins Gewehr treten, machte

einigen Offizieren die Ursache seines Verdachtes bekannt, und gab ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle. Er ließ zugleich allen in der Stadt wohnenden Kaufleuten sagen, daß sie ihre Waffen in Bereitschaft halten möchten, weil heute eine Menge Indier in die Stadt kommen würden, die vielleicht auf den Einfall gerathen könnten, plündern zu wollen.

Gegen 10 Uhr Vormittags kam Pontiak mit seinem Gefolge an, und wurde in das Rathszimmer geführt. Hier fand er den Befehlshaber und die übrigen Offiziere mit Pistolen in den Gürteln, die seiner warteten. Schon unterwegs hatte er mit Befremdung wahrgenommen, daß mehr Truppen, als gewöhnlich, auf dem Waffenplatze waren, und er fragte daher, sobald man sich gesetzt hatte, den Befehlshaber: warum seine jungen Leute (so nennen die Indier ihre Krieger) alle auf der Straße aufgestellt seien? Er erhielt zur Antwort: es geschehe dies bloß, um sie ihre Kriegsübungen vornehmen zu lassen.

Der große Krieger — so nennen nämlich die Indier ihren ersten Kriegsanführer — fing hierauf seine Rede an, worin die stärksten Versicherungen von Freundschaft und Zuneigung gegen die Engländer enthalten waren. Jetzt kam es zu der Ueberlieferung des Gürtels; aber in dem nämlichen Augenblicke zogen der Major und seine Offiziere ihre Degen bis zur Hälfte aus der Scheide, und die vor der Thür aufgestellten Soldaten machten ein Gerassel mit ihren Waffen. Pontiak, dieser sonst so kühne und verwegene Wagehals, ward todtenblaß, und fing an zu zittern; und, anstatt den Gürtel auf die verabredete Art zu übergeben, reichte er ihn dem Befehlshaber auf die gewöhnliche Weise hin. Die übrigen Häupter standen betroffen, sahen

einander voll Erstaunen an, und verhielten sich ruhig.

Major Gladwyn ergriff hierauf das Wort, und sagte dem großen Krieger ins Angesicht, daß er ein Verräther sei. Die Engländer wüßten Alles, und seien von seinen treulosen und schändlichen Absichten überzeugt. Zum Beweise riß er demjenigen Indier, der ihm der nächste war, die Decke auf, so daß man das darunter verborgene Gewehr sehen konnte. Die Verwirrung der Indier stieg hiebei aufs höchste.

Dennoch machte Pontiak einen Versuch, sein verdächtiges Betragen zu entschuldigen, und sich weiß zu brennen; allein der Befehlshaber wollte ihn weiter nicht anhören. Er deutete ihm bloß an, daß sein einmahl gegebenes Wort, die Sicherheit ihrer Personen betreffend, ihm auch jetzt noch heilig sei, so sehr sie auch, als treulose Verräther, bestraft zu werden verdienten; allein er rathe ihnen, sich so geschwind als möglich aus dem Staube zu machen, damit seine jungen Leute, wenn sie ihr schändliches Vorhaben erführen, sie nicht in Stücken hieben.

Sie verließen hierauf die Feste in größter Eile; allein, anstatt die ihnen erwiesene Großmuth mit Dank und mit Reue über ihre eigene Treulosigkeit zu erkennen, nahmen sie vielmehr jetzt die Larve ab, und fingen einen offenbaren Krieg mit den Engländern an. Sie schlossen nämlich die Stadt ein, und hielten sie über ein Jahr lang belagert.

Während dieser Belagerung fielen verschiedene Auftritte vor, wobei die Engländer einen Muth bewiesen, der jenen außerordentlichen Beispielen von großmüthiger Selbstaufopferung, die in der Griechischen und Römischen Geschichte unser Erstaunen erregen, völlig gleich zu schätzen ist Es wurde z. B. den Belagerten, von

Mischillimackinak aus ein Schooner *), mit einer Verstärkung an Kriegsbedürfnissen und Mundvorrath zugeschickt. Das Schiff näherte sich schon der Stadt; allein hier umringten es die Indier in ihren Nachen, tödteten Viele von seiner Mannschaft, und fingen endlich, da auch der Kapitän gefallen war, an, das Schiff auf allen Seiten zu erklettern. Hier befahl der Lieutenant Jakobs, da er kein anderes Mittel, dem Feinde zu entkommen, weiter vor sich sah, dem Konstabel, die Pulverkammer anzustecken, und das Schiff mit Allen, die darauf waren, in die Luft zu sprengen. Dieser Befehl sollte eben vollzogen werden, als ein Indier, welcher Englisch verstand, seine Landsleute davon benachrichtigte; worauf diese, um nicht mit in die Luft zu fliegen, das Schiff augenblicklich verließen, und so weit davon zu kommen suchten, als es ihnen möglich war. Der brave Lieutenant Jakobs machte sich diesen Augenblick zu Nutze, und kam glücklich an die Stadt.

Da diese Verstärkung den Indiern die Hoffnung, sich der Stadt bemächtigen zu können, benommen hatte, so machten sie endlich Frieden. Um die Freundschaft des vielvermögenden Pontiak zu gewinnen, verwilligte die Englische Regierung ihm ein ansehnliches Jahrgeld. Er schien hierauf allen Widerwillen gegen die Engländer abgelegt zu haben, allein im Grunde des Herzens war und blieb er ein abgesagter Feind derselben. Endlich stieß ihm, da er abermahls darauf ausging, einige Stämme seiner Landsleute gegen die Engländer aufzuwiegeln, ein treugesinnter Indier, der ihn begleitete, sein Messer durchs Herz, so daß er auf der Stelle todt zur

*) Ein plattgebautes Fahrzeug, welches nicht so tief im Wasser geht, als andere Seeschiffe, die unten spitz zulaufen.

Erde stürzte. Ob der Indier dies aus eigenem Antriebe, oder auf Veranlassung eines Englischen Befehlshabers that, wage ich nicht zu entscheiden.

Ich kehre nun wieder zu meiner eigentlichen Reisebeschreibung zurück.

Von Detroit aus schiffte ich über den See Erie hin, welcher durch die Straße Detroit mit den obenbeschriebenen Seen zusammenhängt, und sein Gewässer aus denselben empfängt. Auch dieser Landsee hat einen beträchtlichen Umfang. Er ist nämlich ungefähr dreihundert Englische Meilen lang und vierzig breit. An seinem westlichen Ende liegen verschiedene Inseln, auf welchen eine so erstaunliche Menge von Klapperschlangen lebt, als man wol an keinem andern Orte findet. Der See rings umher wimmelt von Wasserschlangen, die auf den Seerosenblättern, womit die Oberfläche des Wassers hier ganz bedeckt ist, liegen und sich sonnen.

Die merkwürdigste Art von den Schlangen dieses Sees ist die zischende. Diese ist gefleckt und ungefähr anderthalb Fuß lang. So oft sich dieser etwas Lebendiges nähert, so macht sie sich ganz platt, und die Flecken ihrer Haut werden durch ihre Wuth sichtbar glänzender. Aus ihrem Rachen fährt zugleich mit großer Stärke ein zischender Wind, der sehr übel riechen, und, wenn ihn Jemand einathmet, unfehlbar die Auszehrung und in wenigen Monaten den Tod verursachen soll.

Aus dem See Erie läuft das Wasser durch den Fluß Niagara in den See Ontario, und in diesem Flusse befindet sich der merkwürdige Wasserfall, den man unter allen Werken der Natur dieser Art für das wundervollste hält. »Gleich einem ungeheuern Gießbache stürzt hier der Strom von einer senkrechten Höhe, die wol 140 bis 50 Fuß beträgt, und über eine Vier-

telmeile in der Breite ausmacht, schäumend in den Abgrund hinab. Der Nebel, den das herabstürzende Wasser verursacht, ist wol auf 5 Meilen weit zu sehen, und bildet, wenn die Sonne darauf scheint, den schönsten Regenbogen. Unter diesem Wasserfalle giebt es ganz entsetzliche Wirbel. Alle Schiffe müssen wenigstens 6 Meilen weit davon entfernt bleiben, wenn sie nicht in unvermeidliche Gefahr gerathen wollen« *).

Man kann das Geräusch dieses Wasserfalls in einer erstaunlichen Entfernung hören. Ich selbst hörte es an einem hellen Morgen deutlich in einer Entfernung von 20 Englischen Meilen. Man behauptet, daß es zu besondern Zeiten und bei gutem Winde gar bis auf 45 Englische, also ungefähr auf 9 Deutsche Meilen hörbar sei, welches aber vermuthlich übertrieben ist.

Der See Ontario ist unter den fünf großen Landseen in Kanada der kleinste. Sein ganzer Umkreis beträgt gleichwol gegen sechshundert Englische Meilen. Er ergießt das aus den obigen Seen empfangene Gewässer in einen großen Strom, der es endlich, unter dem Namen des St. Laurenzflusses, in das Atlantische Weltmeer führt. Ich verfolgte indeß den Lauf dieses Stromes nicht, sondern reisete von dem See Ontario aus gegen Osten nach Boston, allwo ich im Oktober 1768 glücklich wieder ankam, nachdem ich 2 Jahr und 5 Monate davon abwesend gewesen war, und in dieser Zeit 7000 Englische, also 1400 Deutsche Meilen durchreiset hatte.

Jetzt will ich Alles, was ich von den Eigenthümlichkeiten der Nordamerikanischen Indier, in Ansehung

---

*) Aus Büffons allg. Naturgeschichte. Siehe Th. 11. S. 176. Berlin 1771.

ihrer Sitten, Religion und ganzen Lebensart, zu beobachten Gelegenheit hatte, zusammenfassen und in besondern Abschnitten beschreiben.

8.

Beschreibung der Indier, nach ihrer äußern Gestalt, nach Kleidung und Putz. Auch von ihren Wohnungen und ihrem Hausrath.

Die Meisten unter ihnen sind schlank, groß und gut gewachsen. Ungeachtet sie von keinen Windeln und von keinen Schnürbrüsten wissen, so trifft man doch selten Verwachsene unter ihnen an; vielleicht gerade deßwegen, weil sie keine Windeln und keine Schnürbrüste kennen.

Ihre Haut hat eine röthliche Kupferfarbe. Ihre Augen sind groß und schwarz, und ihr Haar hat dieselbe Farbe, doch ist es nur selten kraus. Sie haben gute Zähne, und ihr Athem ist so rein, als die Luft, die sie einathmen; Beides eine Folge ihrer natürlichen und einfachen Lebensart!

Bei den Frauensleuten, die nicht völlig so groß zu werden pflegen, als die Europäischen, stehen die Wangenknochen etwas stärker, als bei den Männern, hervor. Man trifft übrigens häufig gute Gesichter und einen hübschen Wuchs bei ihnen an, ungeachtet sie leichter fett werden, als das andere Geschlecht.

Viele Schriftsteller behaupten, daß die Indier bloß Haare auf dem Kopfe haben, aber keinen Bart bekommen. Allein dies ist ein Irrthum, von dessen Ungrund ich mich völlig zu überzeugen Gelegenheit hatte. Die Veranlassung zu dieser irrigen Meinung war, daß die Männer, welche den Bart für etwas Verunstaltendes halten, sich viel Mühe geben, ihn mit den Wurzeln auszureißen, um gänzlich davon befreit zu werden. Nur

die Alten, welche sich um ihren Putz eben nicht mehr zu bekümmern pflegen, lassen das Barthaar wachsen.

Die Mannspersonen gehen bei allen Indischen Völkerschaften fast auf eine und ebendieselbe Weise gekleidet. Eine Ausnahme davon machen Diejenigen, welche mit den Europäern Handel treiben, und an diese ihr Pelzwerk gegen Decken, Hemden und andere Zeuge vertauschen, deren sie sich sowol zur nothwendigen Kleidung, als auch zum Putz bedienen. Diese binden ungefähr dreiviertel Ellen breites Tuch mit einem Gürtel um die Mitte des Leibes, und wenn sie dabei ein Hemde tragen, so binden sie es weder um das Handgelenke noch um den Hals zu, weil ihnen dies eine unerträgliche Einschränkung sein würde. Und darin handeln sie unstreitig vernünftiger, als wir andern vernünftigen Leute in Europa, die wir den Umlauf des Geblüts gerade da, wo die meisten Blutgefäße zusammenkommen, und zum Theil am flachsten liegen, nämlich am Halsgelenke und am Halse, durch festes Zubinden oder Zuknöpfen am meisten zu erschweren pflegen. Ich kann hiebei nicht umhin, meinen jungen Lesern zu rathen, diesen bösen Gebrauch ja nicht mitzumachen, sondern dafür zu sorgen, daß ihre Halsbinde, wenn sie unnöthiger Weise eine tragen müssen, und ihr Handqueder nie fest anschließen.

Ihre Decke werfen sie los über die Schultern, und halten die obere Seite davon bei beiden Zipfeln. Dies muß etwas sehr Unbequemes sein, weil sie nun, so oft sie die Decke tragen, die eine Hand zu gar nichts Anderen gebrauchen können. Dennoch tragen sie in der einen Hand gewöhnlich ein Messer, und eine Pfeife nebst einem Tabaksbeutel in der andern. So lustwandeln sie in ihren Dörfern und Lagern umher. Beim Tanzen hingegen legen sie die Decke ab.

Die Begierde, die Natur zu verschönern, bringt die Menschen unter allen Himmelsstrichen zu sonderbaren Ungereimtheiten, wie bei uns, so bei andern Völkern, so auch bei diesen Indiern. Da ihnen die Natur gutes und starkes Haupthaar gegeben hat, so halten sie es für hübscher, wenig oder gar keins zu haben. Daher reißen Diejenigen unter ihnen, welche zierlich und modisch sein wollen, sich alles Haar aus dem Kopfe, einen kleinen Zopf oben auf dem Scheitel ausgenommen, der ungefähr eine Stelle, wie ein Gulden groß, bedeckt, und den sie ziemlich lang auswachsen lassen. Die albernen Thoren! Hätte die Natur ihnen den Schmuck und die natürliche Bedeckung des Hauptes, das Haar, versagt, so würden wir vielleicht sehen, daß sie sich ein künstliches Haupthaar ansetzten. Jetzt, da die Natur sie damit versehen hat, halten sie es für eine verunstaltende Bürde, und reißen es aus. Wann werden die Menschen doch einmahl aufhören, sich einzubilden, daß sie sich auf die Schönheiten, wie auf das Absichtsvolle der Körperbildung, besser, als ihr Schöpfer, verstehn!

An den jetzterwähnten Zopf auf der kahlen Glatze hängen sie, um das Werk der Selbstverschönerung zu vollenden, Federn von verschiedener Farbe, und kleine Stäbe von Elfenbein und Silber. Durch diese Art, das Haar zu schmücken, unterscheiden sich verschiedene Stämme von einander.

Dies ist indeß bei weiten nicht die einzige Art des Putzes, worauf die Indischen Herren sich etwas zu Gute thun. Sie bemahlen sich auch das Angesicht, theils roth, theils schwarz, und sind eben so fest überzeugt, daß ihnen dies schön stehe, als unsere Damen es von ihrer dickaufgelegten Schminke sind, ungeachtet jene ein buntscheckiges, diese ein Larvengesicht dadurch

bekommen. Wenn sie in den Krieg ziehen, so bemahlen sie sich auf eine ganz eigene Art, die ihnen ein gräuliches Ansehen giebt.

Auch die Ohren sind ihnen, wie unsern Damen, so wie Gott sie geschaffen hat, lange nicht gut genug. Sie lösen daher, wenn sie recht schön sein wollen, den äußern Rand des ganzen Ohrs durch einen Schnitt von dem Ohre ab, doch so, daß dieser abgelöste Knorpel oben und unten am Ohre fest bleibt. Dann umwickeln sie denselben mit Messingdraht, und hängen so viel daran, daß er sich in einen langen Bogen ausdehnt, der 5 bis 6 Zoll im Durchmesser hat, und ihnen bis auf die Schultern hängt. Diese Zierde wird für ungemein hübsch und anständig gehalten.

Nun kommt die Reihe an die Nase. Auch diese hat ihnen die Natur viel zu einfach und ungeschickt gemacht, und diesem Fehler wissen sie dadurch abzuhelfen daß sie dieselbe durchbohren und dann allerhand Gehänge darin tragen. Mitten im Lande bemerkte ich häufig, daß diese Gehänge aus Seemuscheln bestanden, weil diese in solchen, vom Meere weit entfernten Gegenden für eine kostbare Seltenheit gehalten werden. Woher sie dieselben hier bekommen, habe ich nicht erfahren können; vermuthlich durch den Handel mit solchen Völkern, die der Küste näher wohnen.

Das obengenannte Leibtuch hängt ihnen bis an die Mitte der Schenkel. Von da bis an die Waden sind sie ohne Bedeckung. Für die Beine hingegen machen sie eine Art von Strümpfen aus Fellen oder Tuch. Diese werden so enge genäht, daß sie sich eben an- und ausziehen lassen. An der Naht ragt ein Stück des Zeuges oder Felles, woraus die Strümpfe gemacht sind, der Länge nach ungefähr eine Handbreit hervor; und

dieser Rand, der an der Außenseite des Beins sich befindet, wird bei denjenigen Indiern, die mit den Europäern handeln, gewöhnlich mit Band oder Spitzen, und, wenn die Strümpfe von Leder sind, mit Stickereien und buntgefärbten Stacheln vom Stachelschwein ausgeziert. Auch diejenigen Europäer, die mit den Indiern in solchen Gegenden, wo viel Schnee liegt, auf die Jagd gehen, bedienen sich dieser Strümpfe, und finden sie bequemer, als andere.

Ihre Schuhe machen sie aus Fellen von Rehen, Elendsthieren, oder Büffeln. Einige bereiten diese Häute erst auf Europäische Weise zu, Andere lassen das Haar darauf sitzen. Uebrigens sind diese Schuhe leicht und sehr bequem. Der Rand um die Knöchel ist mit Stücken von Messing oder Zinn verziert, die an ledernen Schnüren hangen, und die, wenn sie dicht an einander sitzen, beim Gehen oder Tanzen ein kleines Geräusch machen, welches man nicht ungern hört.

So viel von der Kleidung und dem Putze der Indischen Herren; jetzt will ich den Anzug ihrer Frauen beschreiben.

Diese sind mit einer Art von Bedeckung angethan, die vom Halse anfängt und bis auf die Knie hinunterreicht. Bei denjenigen Stämmen, die mit Europäern handeln, tragen sie auch eine Art von leinenen Hemden, die etwas länger, als der jetztbeschriebene Anzug sind. Diejenigen hingegen, welche noch ganz ihre Volkstracht beibehalten haben, machen sich eine Art von ledernem Hemde, das bloß den Leib, aber nicht die Arme bedeckt. Außerdem tragen sie Röcke von Leder oder Tuch, die von den Hüften bis an die Knie reichen. Ihre Füße sind mit eben solchen Strümpfen und Schuhen bekleidet, wie die der Mannspersonen. Ihr Kopfputz richtet sich

nach der unterscheidenden Gewohnheit ihres Stammes, welche unverändert die nämliche bleibt, die schon bei ihren Vorfahren seit undenklichen Zeiten herrschte.

Auf der Ostseite des Missisippistroms ist der Kopfputz der Indierinnen von Stande eine Sache, die ziemlich viel Aufwand erfodert. Hier wird nämlich das Haar bis auf den Rücken hinab zwischen Platten von Silber gebunden. Diese Platten sind zwar dünn, aber ungefähr 4 Zoll breit; die eine berührt die andere, und so laufen sie, so lang das Haar ist, vom Scheitel bis auf den Rücken hinab. Da das Haar der Indierinnen gewöhnlich sehr lang ist, so wird diese Mode dadurch ungemein kostbar.

Auf der Westseite des Missisippi herrscht eine andere Mode. Daselbst theilen die Frauensleute ihr Haar auf der Mitte des Kopfes in zwei Zöpfe, welche seitwärts über die Ohren hinabhangen. Jeder dieser Zöpfe ist wie ein Arm dick, aber nur etwa 3 Zoll lang, so daß sie nicht über die Ohrlappen reichen. Ich vermuthe nicht, daß unsere Europäischen Damen, vor der Hand wenigstens, diesen Kopfputz nachahmungswürdig finden werden.

In Ansehung der Schminke unterscheiden sich die Indischen Frauenspersonen von den unsrigen durch die Stelle, wo sie dieselbe anbringen. Sie bemahlen nämlich einen Fleck, ungefähr von der Größe eines Thalers; aber nicht auf den Wangen, sondern unter den Ohren am Halse, zuweilen auch eine Stelle an der Stirn. Dem Haare wissen Einige auch eine andere Farbe zu geben, als diejenige, welche die Natur ihm beigelegt hat.

Ueberhaupt ist der Putz bei diesen Leuten wol eine eben so wichtige Angelegenheit, als bei uns. Sie wen-

den daher weit mehr Aufmerksamkeit und Fleiß darauf, als auf die Bequemlichkeit in ihren Hütten oder Zelten, die sie auf folgende sehr einfache und leichte Art anlegen.

Sie stecken Pfähle oder Stangen in die Erde, die sie an den Spitzen mit Bast an einander binden. Ueber diese legen sie ein Dach von zusammengenähten Reh- oder Elendshäuten. Diejenige Oeffnung, welche ihnen zur Thür dienen soll, erhält ein besonderes Fell zur Bedeckung, so daß man sie auf- und zumachen kann. Da ihre Zelte ziemlich geräumig sind, so wird hiezu eine große Menge von Fellen erfodert. Das Zelt des Hauptkriegers der Nadowessier hatte wenigstens 40 Fuß im Umkreise, und war ziemlich bequem.

Wenn sie übrigens ihr Lager aufschlagen, so geschieht es ohne die geringste Ordnung. Jeder pflanzt sein Zelt auf diejenige Stelle hin, die ihm die bequemste zu sein scheint.

Feste und bleibende Wohnplätze haben nur Wenige unter ihnen. Sie legen daher auch ihre Hütten auf eine sehr einfache und leichte Weise an, so daß es ihnen wenig Mühe macht, sie bald auf-, bald wieder abzuschlagen. Die Art, wie sie dieselben errichten, ist folgende.

Sie stecken dünne Stangen in die Erde, und biegen sie, bis sie oben an einander stoßen und einen halbkreisförmigen Bogen machen. Dann binden sie dieselben an einander fest. Hierauf bedecken sie diese Stangen mit Matten, aus Schilf geflochten, oder mit Birkenrinde. Von beiden führen sie daher in ihren Nachen immer einen hinreichenden Vorrath mit sich.

An Schorsteine und Fenster wird bei diesen Hütten nicht gedacht. Man läßt bloß oben im Dache eine kleine Oeffnung für den Rauch. Sobald es aber regnet oder schneiet, muß diese zugestopft werden, und dann wehe

Dem, der in einer solchen Hütte aushalten muß, ohne den Rauch, wie sie, ertragen zu können!

Ihr Lager besteht aus Fellen, vornehmlich aus Bärenhäuten, welche reihenweise auf dem Boden ausgebreitet werden. Ist der Fußboden nicht geräumig genug, um die ganze Familie aufzunehmen, so wird ein 4 bis 5 Fuß hohes Gerüst errichtet, worauf die jüngern Kinder liegen.

Wie die Hütten, so der Hausrath. Auch dieser ist äußerst einfach und größtentheils schlecht gearbeitet, weil es ihnen durchaus an schicklichen Werkzeugen fehlt. Sie verfertigen daher nur Das, was ihnen unentbehrlich ist, und verschmähen alles Ueberflüssige.

So machen sie z. B. aus der obenbeschriebenen schwarzen Thon- oder Steinart Töpfe, die, wenn sie erst abgehärtet sind, dem Feuer und dem Eisen trotzen. Um einen Braten zu machen, stecken sie das Fleisch oder das ganze Thier, z. B. einen Biber, an einen hölzernen Bratspieß, und legen die Enden auf gabelförmige Stangen, worauf sie sich umdrehen lassen; eine Verfahrungsart, die unsere Europäischen Soldaten im Felde gleichfalls anzuwenden pflegen. Ist der Braten nur klein, so hängen sie den Spieß in einer senkrechten Richtung vor dem Feuer auf, und verändern von Zeit zu Zeit die Lage desselben, damit jeder Theil des Fleisches von der Hitze gleich viel bekomme.

Ihre Schüsseln und Schalen machen sie aus den astigen Auswüchsen des Ahornbaums und anderer Holzarten. Ihre Löffel sind noch am besten gearbeitet. Diese verfertigen sie aus einer Holzart, die in Amerika Löffelholz genannt wird, und die dem Buchsbaumholze gleicht.

Messer und Feuerstahle sind ihnen unter allen Werk-

zeugen die unentbehrlichsten; die letztern besonders deßwegen, weil sie so starke Raucher sind, und daher stündlich Feuer gebrauchen. Diejenigen Indier, welche keine unmittelbare Gemeinschaft mit Europäischen Handelsleuten haben, kaufen diese beiden, ihnen so nothwendigen Bedürfnisse von ihren Nachbaren; und das Geld, welches sie dafür geben, besteht gewöhnlich in — Sklaven, d. i. in gefangenen Feinden, welchen sie das Leben geschenkt haben. Hier wird also ein Mensch — das Edelste und Schätzbarste von allen Werken Gottes hienieden — oft für eine Sache hingegeben, die man bei uns um einige Groschen kauft. Das beweiset denn wol zur Genüge, daß diese Indier noch keine ausgebildete Menschen, sondern nur Barbaren sind, die von dem hohen Werthe der Menschheit noch gar keine Begriffe haben. Wohl uns, daß wir hierin weiter sind!

9.

Von den Sitten und Gemüthseigenschaften der Indier.

Hier fange ich damit an, meinen jungen Lesern einen Hauptzug in der Sinnesart dieser Leute bekannt zu machen, der ihnen zur Ehre gereicht und nachgeahmt zu werden verdient. Dies ist ihre musterhafte Vorsichtigkeit und Bedächtigkeit im Reden und im Handeln.

Sie überlegen, bevor sie den Mund aufthun, jedes Wort, das sie aussprechen wollen, und bedenken, bevor sie handeln, Das, was sie thun wollen, sehr genau und sorgfältig. Nichts, als der eingewurzelte Haß gegen ihre Feinde, ist leicht vermögend, ihr Gemüth in Aufwallung zu bringen. Diese ihre einzige herrschende Lei-

denschaft ausgenommen, sind sie in jedem andern Falle kalt, ruhig und behutsam.

Ihre Gewohnheit hierin geht so weit, daß sie selbst bei solchen Vorfällen, die ihnen nichts weniger als gleichgültig sind, selten aus ihrer Fassung kommen, und selten anders, als mit anscheinender Kälte und nur mit wenigen Worten davon reden. Wenn z. B. Einer von ihnen entdeckt, daß sein Freund, der eben ausgehen will, in Gefahr ist, von Einem, den er beleidiget hat, unterweges umgebracht zu werden, so sagt er ihm nicht etwa mit Aengstlichkeit und in deutlichen Ausdrücken, wie gefährlich es für ihn sein werde, den Weg zu nehmen, auf welchem sein Feind ihm auflauert; sondern er fragt ihn erst mit der größten Gleichgültigkeit, wohin er heute gehen werde? Hört er nun, daß die Reise wirklich dahin gehe, wo er weiß, daß die Gefahr seiner wartet, so fügt er bloß mit der nämlichen Gleichgültigkeit hinzu, daß ein Hund nahe bei dem Platze liege, der ihm schaden könne. Das ist Alles, was er ihm sagt. Aber dieser Wink ist auch schon hinreichend. Sein Freund weiß, was er bei diesen wenigen Worten zu denken habe, und vermeidet die ihm bevorstehende Gefahr eben so sorgfältig, als wenn ihm die Nachstellung seines Feindes umständlich wäre erzählt worden.

Ein anderes Beispiel. Wenn ein Indier, es sei im Kriege oder auf einem Jagdzuge, von seiner Familie und von seinen Freunden viele Monate lang abwesend gewesen ist, und Weib und Kinder ihm jetzt bei seiner Zurückkunft eine Strecke entgegenlaufen, so äußert er nicht die mindeste zärtliche Empfindung; er geht vielmehr, als achte er ihrer nicht, seinen geraden Gang ruhig und schweigend fort, bis er in seine Hütte kommt. Hier setzt er sich hin, und raucht seine Pfeife mit

der nämlichen Gleichgültigkeit, als wenn er keinen einzigen Tag abwesend gewesen wäre. Seine Bekannten, die ihn begleitet hatten, thun das Nämliche, und es vergehn vielleicht etliche Stunden, bevor er den Mund öffnet, um die Zufälle zu erzählen, die ihm begegnet sind. Selbst dann, wenn er einen Vater, einen Bruder oder Sohn auf dem Schlachtfelde verlor, oder sonst einen beträchtlichen Unfall erlebte, beobachtet er anfangs das nämliche Stillschweigen darüber. Das ist nun freilich mehr, als die Natur uns erlaubt und die Vernunft von uns fodert; auch stelle ich dieses Beispiel von Gleichmüthigkeit keinesweges als ein Muster zur Nachahmung auf; ich erzähle es bloß als einen Beweis, wie sehr diese halbwilden Menschen sich besitzen, und wie viel Gewalt sie über die Ausbrüche ihrer Empfindungen und Leidenschaften haben müssen. Und das ist es, worauf ich meine jungen Leser aufmerksam machen wollte, um ihnen zu zeigen, wie weit man es in dieser Selbstbeherrschung bringen kann. Wo und wie dieselbe ausgeübt werden müsse, das müssen wir uns von unserer Vernunft sagen lassen.

Sogar bei den dringendsten Bedürfnissen des Hungers und Durstes behauptet der Indier dieselbe Herrschaft über sich selbst, und hält es für schimpflich, seine sinnliche Begierde auf irgend eine Weise zu äußern. Kommt er z. B. von der Jagd, oder von einem andern mühsamen Geschäft hungrig und durstig zurück, so nimmt er sich wohl in Acht, sein Bedürfniß, auch wenn es noch so peinigend für ihn wäre, merken zu lassen; er setzt sich vielmehr ruhig nieder, und raucht sein Pfeifchen mit so vieler Zufriedenheit, als wenn ihm weiter gar nichts fehle. Diese Gewohnheit wird bei allen Stämmen genau beobachtet, weil sie das, und zwar mit

Recht, für einen Beweis von männlicher Standhaftigkeit halten, und durch ein entgegengesetztes Verfahren den Namen eines alten Weibes zu verdienen, d. i. sich zu entehren glauben.

In diesem, wie in manchem andern Stücke, hat ihre Gemüthsart eine große Aehnlichkeit mit der der ehemahligen Sparter, die meine jungen Leser aus der Griechischen Geschichte kennen. Gleich diesen beklagen und beweinen sie den Verlust ihrer Söhne, die auf dem Schlachtfelde bleiben, oder in die Gefangenschaft gerathen, nicht mit einer einzigen Silbe, nicht mit einer einzigen Thräne. Auf die Nachricht, die man ihnen von einem solchen Unfalle giebt, antworten sie, ihrer Gewohnheit nach, nur ganz kurzsilbig und kalt: »es thut nichts!« und es verstreicht gemeiniglich erst eine gute Zeit, bevor sie sich erkundigen, wie es zugegangen sei. Wird ihnen im Gegentheil erzählt, daß ihre Söhne brav gethan, daß sie so oder so viele Feinde getödtet oder zu Gefangenen gemacht haben, so scheinen sie auch dabei, wie bei einer ganz gewöhnlichen und sich von selbst verstehenden Sache, völlig gleichgültig zu bleiben. Ihre Antwort ist alsdann gemeiniglich nur diese: »es ist gut!« und dabei lassen sie es bewenden, ohne sich nach den eigentlichen Umständen zu erkundigen.

Ich sagte: sie *scheinen* gleichgültig dabei zu bleiben; denn, daß es ihnen keinesweges an der Menschheit natürlichen Gefühlen bei solchen Gelegenheiten fehle, davon habe ich aus andern Gründen oft mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Sie haben im Grunde so viel Kinds- und Vaterliebe, und überhaupt so viel Anhänglichkeit an die Ihrigen, als man nur immer bei gesitteten Völkern findet, nur, daß sie die Aeußerungen solcher menschlichen Gefühle irriger Weise für un-

anständig halten, und sie daher zurückzuhalten suchen.

Ich fahre fort, einige sonderbare, unserer Aufmerksamkeit würdige Züge ihrer Gemüthsart auszuzeichnen.

Wenn ein Indier in die Hütte oder in das Zelt eines Andern tritt, so sagt er gleich, wem von der Familie er seinen Besuch eigentlich zugedacht habe. Sofort begeben alle die Uebrigen sich bescheiden und still an das andere Ende der Hütte, und nehmen sich sehr in Acht, Jenen so nahe zu kommen, daß sie in ihrem Gespräche dadurch unterbrochen werden könnten. Welche bescheidene Rücksichtigkeit bei sogenannten Wilden!

Sehr schnell können sie etwas begreifen und lernen, wozu eine genaue Aufmerksamkeit gehört und was sie für nützlich halten. Das macht, daß sie sich gewöhnt haben, bei solchen Gegenständen ihre ganze Achtsamkeit aufzubieten, und unterdeß an nichts Anders zu denken. Eine schöne und nachahmungswürdige Gewohnheit, die ich meinen jungen Lesern nicht genug empfehlen kann. Sie erlangen dadurch den Vortheil, daß sie alle zu ihrer Lebensart gehörige Geschäfte mit einer Geschicklichkeit zu verrichten wissen, die Unsereinen in Erstaunen setzt. Müssen sie z. B. durch einen Wald, oder über eine Ebene von einigen hundert Englischen Meilen ohne Weg oder Wegweiser gehn, so kommen sie bei dem Punkte, den sie sich vorgesetzt hatten, ohne Verirrung, ja ohne irgend einen beträchtlichen Umweg zu machen, richtig an, und es ist ihnen dabei völlig gleichgültig, ob das Wetter hell oder dunkel ist. Wer von uns getraute sich, es ihnen darin gleich zu thun?

Die beobachtende Aufmerksamkeit, die sie auf Alles wenden, was in dem Kreise ihrer Wirksamkeit liegt, setzt sie in den Stand, zu jeder Zeit ganz genau die

Stelle am Himmel zu bestimmen, wo jetzt die Sonne oder der Mond steht, auch wenn diese von Nebel und Wolken gänzlich bedeckt, und also völlig unsichtbar sind. Mit eben so großer Fertigkeit wissen sie auf Laube oder Grase die Spuren von Menschen oder Thieren ausfindig zu machen; und es ist daher nicht leicht möglich, daß ein fliehender Feind ihrer Nachforschung entgehe. Das haben sie theils ihrer Aufmerksamkeit auf alle Umstände, theils der außerordentlichen Schärfe ihrer Sinne zu verdanken, die sie durch unaufhörliche Uebung und Anstrengung sich zu erwerben wissen. Auch in diesem Betracht ist es sehr lehrreich, Beobachtungen über sie anzustellen; weil wir daraus lernen können, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit unsere sinnlichen Werkzeuge sich verbessern lassen, wenn wir in der Kindheit sie nur gehörig zu üben suchen. Unsere feinen und gesitteten Landsleute in den höhern Ständen, besonders in großen Städten, wo man, der eingeschränkten und unnatürlichen Lebensart wegen, die man da führt, fast durchgängig kurzsichtig, und stumpf an den meisten Sinnen ist, würden, mit diesen weitsehenden, scharfriechenden und feinhörenden Wilden zusammengehalten, einen beschämenden Abstich machen.

Und es ist doch wahrlich ein recht großes Glück, wohlgeübte und scharfe Sinne zu haben! Wie viele angenehme Empfindungen, wie viele Vortheile bei den meisten Geschäften des Lebens entgehen Dem, der an dieser Vollkommenheit Mangel leidet! Junger Europäischer Landsmann, hast du Lust, sie dir zu erwerben? Mache es, wie die Indier; und ich stehe dir für den Erfolg! Uebe deinen Blick in der weiten offenen Natur, indem du es zu einem angelegentlichen Geschäfte machst, ferne und immer fernere Gegenstände zu erken-

nen, zu unterscheiden und zu beurtheilen. Uebe dein Ohr, indem du mit verschlossenen Augen deine ganze Aufmerksamkeit auf die leisesten Töne richtest, um Merkmahle darin wahrzunehmen, woraus du auf ihre Ursache und auf ihre Bedeutung schließen magst. Uebe das Gefühl in deinen Fingerspitzen, indem du im Finstern, oder mit zugemachten Augen, bloß durch Betastung Gegenstände zu unterscheiden suchst, die in ihrer Form und in Ansehung ihrer Oberfläche eine große Aehnlichkeit mit einander haben. Uebe auf gleiche Weise deine Geruchs- und Geschmacksnerven, und sei versichert, daß du auf diesem Wege der täglichen Uebung in der Vervollkommnung deiner sinnlichen Werkzeuge in kurzer Zeit sehr weit kommen werdest. — Aber wieder zurück zu unsern Indiern!

Das Gedächtniß dieser Leute ist nicht minder durch Uebungen verbessert, als ihre Sinneskraft. Sie können jeden kleinen Umstand anführen, der einmahl in ihrem Rathe vorfiel, und sie wissen ganz genau zu bestimmen, wann ein solcher Rath gehalten wurde. Ihr sogenannter Wampumgürtel, den ich sogleich beschreiben werde, dient ihnen dazu, sich zu jeder Zeit an die wesentlichen Punkte ihrer Verträge mit den benachbarten Stämmen zu erinnern, und sie berufen sich darauf mit eben so großer Genauigkeit und Deutlichkeit, als es die Europäer auf ihre schriftlichen Urkunden thun.

Der jetztgenannte Gürtel besteht aus Muscheln, aus welchen eirunde, ungefähr ein Viertel Zoll lange Knöpfe gemacht und an lederne Schnüre befestiget werden. Mehre solche Schnüre, mit einem feinen sehnigen Faden zusammengenäht, machen einen sogenannten Gürtel Wampum aus. Dergleichen Gürtel bestehn oft aus zehn bis zwölf und mehren Schnüren. Es kommt da-

bei auf die Wichtigkeit der Sache und auf das Ansehn der Person an, welcher er überliefert wird. Bei gewöhnlichen Vorfällen beschenken sich die Oberhäupter mit einzelnen Schnüren, die sie, als einen großen Schmuck, am Halse tragen. Ueberhaupt achten die Indier die Muscheln eben so hoch, als die Europäer Gold, Silber und Edelsteine.

Eine sehr rühmliche Eigenschaft dieser Leute ist die entschiedene Ehrfurcht, die sie für das Alter haben. Den Rath seines Vaters hört der junge Indier noch wol mit Gleichgültigkeit an, aber wenn sein Großvater ihm etwas befiehlt, so gehorcht er augenblicklich mit der größten Bereitwilligkeit. Die Jungen hören auf das Wort der bejahrteren Mitglieder ihrer Versammlung, als wenn es Orakelsprüche wären; und wenn sie auf der Jagd ein vorzüglich gutes Wildbret erlegen, so wird es gleich zum Geschenk für die Alten bestimmt. Das ist dankbar und edel gehandelt!

Gleichmüthigkeit und Seelenruhe sind ihnen fast unter allen Umständen eigen. Von Sorgen und Aengstlichkeit findet man keine Spur bei ihnen. Da sie von Natur träge und genügsam sind, so geben sie sich auch wenig Mühe, sich einen reichlichen Unterhalt und größere Bequemlichkeiten zu erwerben, so lange sie die Nothwendigkeiten des Lebens nur ohne große Anstrengung und in der Nähe finden können.

Sobald weder Jagd noch Krieg sie zur Thätigkeit auffodern, bringen sie ihre ganze Zeit mit Essen, Trinken, Schlafen, Tabakrauchen und Umherschlendern in ihren Dörfern oder Lägern zu. Aber kaum ruft der Krieg sie wieder ins Feld, oder die Jagd in den Wald, so sind sie unermüdet, und ertragen Hunger, Durst und jede Art von Beschwerlichkeit mit der größten See-

lenstärke. Weiter unten, wo von ihren Kriegen die Rede sein wird, werde ich auffallende Beweise davon anführen.

Ein verderbliches Laster, welches sie mit den Europäern gemein haben, ist die Spielsucht. Dieser hangen sie in den Zeiten der Ruhe auf die ausschweifendste Weise nach, und sie verspielen nicht selten alle ihre Habseligkeiten, sogar ihre Kleidung und Waffen. Aber wenn sie diesen großen Fehler mit den gesitteten Völkern gemein haben, so unterscheiden sie sich doch wieder zu ihrem Vortheil durch die vollkommene Ruhe und Gelassenheit, die sie dabei beobachten. Nie erlauben sie sich, auch bei dem empfindlichsten Verluste, eine Aeußerung von Verdrießlichkeit oder Unwillen; nie hört man sie murren oder fluchen; sondern sie ertragen ihr Unglück allemahl mit vollkommener Gleichmüthigkeit. Und das erhebt sie wieder über uns.

Das einzige Laster, welches sie als Wilde und Barbaren bezeichnet, ist die ihnen eigene Grausamkeit gegen ihre Feinde. Diese geht so weit, daß die bloße Erzählung davon bei jedem gesitteten Menschen Schauder und Entsetzen erregen muß. Aber so unmenschlich sie im Kriege gegen ihre Feinde sind, eben so freundschaftlich, gastfrei und leutselig sind sie im Frieden. Man kann daher mit Wahrheit von ihnen sagen, daß sie die schlimmsten Feinde und die besten Freunde von der Welt sind.

Sie sind überhaupt sehr freigebig und dienstfertig gegen einander. Einer hilft dem Mangel des Andern von seinem Ueberflusse mit Vergnügen ab. Das Eigenthumsrecht üben sie nur in solchen Dingen aus, die zum häuslichen Gebrauche gehören, und die ein Jeder vermehrt, so wie seine Bedürfnisse es erfodern und seine

Umstände es ihm erlauben. Alles Uebrige haben sie gemeinschaftlich.

In Gefahren hilft Einer dem Andern willig, und ohne irgend eine Belohnung dafür zu erwarten, den Lohn der Ehre ausgenommen, welcher bei ihnen allemahl dem Verdienste ertheilt wird. Sonst weiß man bei ihnen von keinem Unterschiede des Standes, der etwa durch Geburt oder Vermögensumstände bestimmt würde. Alle sind in diesem Betracht einander gleich, und nur der tapfere und klügere Mann ist der geehrtere unter ihnen. Diese vollkommene Gleichheit an Stande, Sitten und Vorzügen beseelt sie denn auch mit einem reinen und wahren vaterländischen Geiste, der immer auf das allgemeine Beste der Gesellschaft, zu welcher sie gehören, nie auf die Erreichung einer eigennützigen Privatabsicht bedacht ist. Wie viel haben sie in diesem Betracht vor uns voraus!

Wenn ein Indier seine Kinder durch Krankheiten oder im Kriege verliert, gleich ist derjenige von seinen Nachbaren, der die meisten Sklaven hat, da, um den Abgang durch ein Geschenk an Menschen zu ersetzen. Solche geschenkte Sklaven werden dann von dem kinderlosen Vater an Kindesstatt angenommen, und als seine eigene Kinder wirklich von ihm behandelt.

Von dem Werthe des Geldes können diese Indier — Diejenigen ausgenommen, die nahe an den Europäischen Besitzungen wohnen — sich ganz und gar keinen Begriff machen; und wenn sie von dem Gebrauche hören, den andere Völker davon machen, so sehen sie es als die Quelle unzähliger Uebel an. Sie halten es für widersinnig, daß der Eine mehr davon zu besitzen strebt, als der Andere, und können es schlechterdings nicht begreifen, daß dieser größere Besitz Ehre

und Ansehn verschaffe. Erzählt man ihnen vollends, daß der Mangel dieses unnützen Metalls in Europa die Menschen ihrer Freiheit berauben, und zwischen die fürchterlichen Mauern eines engen Gefängnisses einschließen könne, so übersteigt das allen Glauben bei ihnen, und sie beschuldigen die Urheber dieser Einrichtung eines gänzlichen Mangels an menschlichem Gefühl, und belegen sie mit dem Namen von Wilden und Ungeheuern.

Fast eben so gleichgültig sind sie gegen diejenigen Erzeugnisse der Kunst, die ihnen bei ihrer Lebensart und in ihrem Wirkkreise keinen Nutzen zu haben scheinen. Wenn man ihnen dergleichen zeigt, so sagen sie höchstens: »es ist hübsch, ich mag das gern ansehn!« aber sie fragen weder nach der Einrichtung desselben, noch nach der Art, wie es gemacht, und der Absicht, wozu es gemacht wird. Aber wenn man ihnen von Jemand erzählt, der sehr schnell laufen kann, der sehr geschickt auf der Jagd ist, der das Ziel richtig treffen, einen starken Bogen mit Leichtigkeit spannen kann, oder ein Fahrzeug vorzüglich gut zu regieren weiß, der die Kriegskunst versteht, ungemein tapfer ist, die Lage seines Landes kennt, ohne Führer durch einen unermeßlichen Wald seinen Weg finden und dabei von wenig Nahrungsmitteln leben kann: so sind sie bei dieser ihnen angenehmen Erzählung ganz Ohr, und sie bezeigen dem Gegenstande davon eben so viel Ehrerbietung, als wir Europäer Demjenigen, von welchem wir etwa hören, daß er aus einem alten Geschlechte entsprungen sei, und prächtige Häuser, Hausgeräthe, Gärten und sehr viel unnützes Gold und Silber habe. Wer ist hier der Vernünftigere, und wer der Barbar? Der Indier, der nur auf persönliches Verdienst und nützliche Fertig-

keiten, oder der Europäer, der mehr auf eingebildete Vorzüge des Zufalls und auf verdienstlose und überflüssige Besitzungen sieht? Der Verstand des jungen Lesers mag sich diese Frage selbst beantworten.

Da diese Menschen in allen Stücken der Natur gemäßer leben, als wir, so sind sie auch durchgängig gesunder, stärker und zufriedener, als wir. Ein großes, lehrreiches Beispiel für uns Alle!

Die Weiber unter ihnen gebähren ihre Kinder fast ohne Schmerzen, ohne Beistand von einer Hebamme, und ohne krank davon zu werden. Einige Stunden nach ihrer Niederkunft sieht man sie schon wieder bei ihren gewöhnlichen Arbeiten, die meistentheils sehr schwer sind, weil die Männer, nach der ihnen eigenen häuslichen Trägheit, ihnen alle Hausarbeiten, die hart und beschwerlich sind, allein aufbürden. Sogar auf der Jagd bringen die Männer das erlegte Wild nie selbst nach Hause, sondern lassen es durch ihre Weiber holen, wenn auch der Ort, wo es liegt, eine beträchtliche Strecke entfernt ist.

Von Wiegen, Federbetten und Windelbändern wissen die Indierinnen nichts, und doch schlafen ihre Kinder so gut, als die unsrigen, und sind dabei gemeiniglich gesunder und besser gewachsen, als die unsrigen. Die sogenannten neuern Erzieher haben also wol nicht Unrecht, wenn sie den Gebrauch dieser Dinge widerrathen. Die Indische Mutter legt ihr neugebornes Kind auf ein mit Moos bedecktes Brett und bedeckt es mit einem Felle oder Tuche. Damit es nicht hinunterfalle, so sind an der Seite kleine krummgebogene Stöcke angebracht. Diese Maschine wird dann mit Riemen an Baumzweigen aufgehängt, oder man bindet sie, wenn etwa keine Bäume in der Nähe sind, an einen Klotz

oder Stein. Da läßt man sie ruhig hangen, indem die Mutter ihre Geschäfte abwartet. In dieser Lage werden die Kinder einige Monate lang erhalten, und man kann denken, daß es sich oft ereignen müsse, daß sie von der Nässe und Kälte leiden. Aber das schadet ihrer Gesundheit nicht, weil ein unverderbter und noch junger menschlicher Körper sich leicht an Alles gewöhnt. Nimmt man sie endlich aus der Maschine heraus, so läßt man die Jungen nackend kriechen oder laufen, wohin sie Lust haben; die Mädchen hingegen werden vom Halse bis an die Knie mit einem Hemde und mit einem kurzen Röckchen bedeckt. — Auch hieraus stände für unsere Europäischen Mütter viel zu lernen.

»Uebrigens wissen die Indier nicht viel von Kinderzucht. Sie überlassen vielmehr die Kleinen, sobald sie kriechen können, sich selbst, und es ist ihnen erlaubt, sich hinzubegeben, wohin sie wollen, und zu thun, was ihnen beliebt. Man sieht sie daher, ohne Aufsicht und Begleitung, völlig nackt ins Holz, ins Wasser, in den Koth und in den Schnee laufen, ohne daß sich Jemand darum bekümmert.«

»Daher kommt ihnen denn auch die bewundernswürdige Kraft, Hurtigkeit und Munterkeit, welche Allen gemein ist, und jene außerordentliche Abhärtung gegen Wind und Wetter, welche einen verzärtelten Europäer in Verwunderung setzt.«

»Im Sommer sieht man sie mit Anbruch des Tages ins Wasser laufen, wie diejenigen Thiere, welchen dieses Element natürlich ist. Sie bringen einen Theil des Tages damit zu, in den Seen und Flüssen zu plätschern und zu scherzen. Man giebt ihnen zeitig Bogen und Pfeile in die Hand, und die Nacheiferung welche unstreitig der beste Lehrmeister ist, macht, daß sie sich in

dem Gebrauche derselben eine erstaunliche Geschicklichkeit erwerben.«

»Gleich von den ersten Jahren an läßt man sie mit einander ringen, und ihre Neigung zu dieser Leibesübung wird so stark, daß sie sich oft tödten würden, wenn man sie nicht von einander brächte. Diejenigen, welche ihrem Gegner unterliegen, empfinden diese Schmach so tief, daß sie nicht eher ruhen, bis sie dieselbe durch einen Sieg von sich abgewälzt haben.«

»Alles, was die Aeltern zu ihrer Erziehung beitragen, ist dieses, daß sie ihnen fleißig die schönen Thaten ihrer Vorfahren erzählen, und, indem sie ihren Ehrgeiz entflammen, sie zur Nachahmung derselben zu reizen suchen. Zuweilen braucht man auch wol Bitten und Ermahnungen, um sie von ihren Fehlern zu bessern, niemahls aber Drohungen und Züchtigungen, weil man den Grundsatz hegt, daß kein Mensch das Recht habe, einen andern zu zwingen. Meine jungen Leser begreifen von selbst, daß dieser Grundsatz nur unter freien Wilden, nicht aber in ordentlich eingerichteten Staaten, richtig sei, und sie werden es daher nicht sonderbar finden, daß sie selbst nach andern Grundsätzen erzogen werden.«

»Eine Mutter, welche sieht, daß ihre Tochter eine üble Aufführung annimmt, begnügt sich bloß, darüber zu weinen. Die Tochter fragt sie dann um die Ursache ihrer Thränen, und Jene antwortet: du verunehrst mich. Dieser kurze Vorwurf pflegt tief zu Herzen zu gehn, und selten ohne Wirkung zu bleiben. Die einzige Strafe, welche die Indier zur Züchtigung ihrer Kinder anwenden, ist die, daß sie ihnen ein wenig Wasser ins Gesicht spritzen. Dies ist ihnen außerordentlich empfindlich. Man hat Beispiele, daß junge Mädchen sich darüber

erhängt haben. Wer sollte in einer jungen Wildinn so viel Ehrgeiz und Empfindlichkeit suchen *)?«

10.

Von der Zeitrechnung der Indier.

Eine genaue Zeitrechnung, ohne Sternkunde, ist unmöglich. Dennoch wissen die Indier, bei aller ihrer Unwissenheit in der Sternkunde, sich gut zu helfen. Sie zählen ihre Jahre nach Wintern, oder vielmehr, wie sie in ihrer Sprache sich ausdrucken, nach Schneen. Vor drei oder vier Schneen also, heißt bei ihnen so viel, als vor drei oder vier Jahren.

Das Jahr selbst berechnen sie nach Monden, indem sie 12 Vollmonde zu einem Jahre rechnen. Weil sie aber bemerkt haben, daß sie mit dieser Rechnung nicht auskommen, indem ein ganzes Jahr mehr als 12 Vollmonde in sich fassen muß, wenn die verschiedenen Jahrszeiten immer in die nämlichen Theile des Jahrs fallen sollen, so zählen sie jedesmahl nach Verlauf von 30 Monaten noch einen dazu, den sie den verlorenen Monat nennen, gerade so wie wir jedesmahl nach Verlauf von vier Jahren in dem Hornung einen Tag mehr einschieben oder einschalten, und ein solches Jahr ein Schaltjahr nennen. Sie achten übrigens sehr genau auf jeden Neumond, und äußern ihre Freude darüber durch besondere Töne und dadurch, daß sie ihre Hände gegen ihn emporheben.

Jedem Monate haben sie einen besondern Namen gegeben, der das Eigenthümliche der Jahrszeit ausdruckt, worin er fällt. So nennen sie den März den Wurm-

---

*) Allgem. Reisen, 17ter Bd. Seite 39 und 40.

monat, weil um diese Zeit die Würmer aus den Löchern und Ritzen, worin sie den Winter über verborgen lagen, wieder hervorzukriechen pflegen; den April den Pflanzenmonat, den Mai den Blumenmonat, den Junius den heißen Monat, und den Julius den Bockmonat. Der August heißt bei ihnen der Störmonat, weil sie um diese Zeit eine große Menge von dieser Fischart fangen; der September der Kornmonat, weil sie alsdann ihr Indisches Korn einsammeln. Den Oktober nennen sie den Reisemonat und den November den Bibermonat, jenen, weil sie um die Zeit desselben ihre Dörfer verlassen und in diejenigen Gegenden reisen, wo sie den Winter über jagen wollen; diesen, weil die Biber in diesem Monate anfangen, sich in ihren Häusern, bei dem von ihnen eingesammelten Wintervorrathe aufzuhalten. Der Dezember heißt der Jagdmonat, weil sie ihn mit der Jagd zubringen; der Jenner der kalte Monat, weil in diesem Monate gewöhnlich die stärkste Kälte eintritt, und der Februar endlich der Schneemonat, weil um diese Zeit gemeiniglich der meiste Schnee fällt.

Wann der Mond nicht scheint, so sagen sie: er sei todt, und die erste Wiedererscheinung desselben drucken sie so aus, daß sie sagen: er sei wieder aufgelebt.

Die Eintheilung von Wochen haben sie gar nicht, und die einzelnen Tage zählen sie nach Schlafen. So viele Schlafe, heißt bei ihnen, so viele Tage.

Ihre ganze sternkundige Gelehrsamkeit besteht darin, daß sie den Nord- oder Polarstern zeigen können. Nach diesem richten sie sich auch, wenn sie bei Nacht reisen.

Eben so eingeschränkt und dürftig ist ihre Einsicht in die Erdbeschreibung. Aber von allen Gegenden, die

sie kennen, wissen sie sehr genaue Karten auf Birkenrinde zu zeichnen; nur daß sie die Länge und Breite nicht nach wirklichen Ausmessungen, sondern nach einem ungefähren Augenmaße anzugeben vermögen.

Die Entfernung der Oerter rechnen sie nicht nach Meilen, sondern nach Tagereisen. Eine Tagereise aber ist ihnen ungefähr eine Länge von vier Deutschen Meilen. Diese theilen sie wieder in halbe und viertel Tagereisen ein, und geben sie auf ihren Karten an. Danach können sie den Marsch der Parteien, die sie zum Kriege oder auf die Jagd ausschicken, ziemlich richtig bestimmen.

Von der Rechenkunst haben sie weiter keinen Begriff, als daß sie ziemlich hoch hinauf zählen können. Aber Zahlzeichen kennen sie eben so wenig als Buchstaben.

Als ich bei den Nadowessiern mich aufhielt, so bemerkten Einige von ihren Anführern eine Zeichnung von einer Mondfinsterniß in einem sternlehrigen Buche, welches ich in Händen hatte, und baten mich, daß ich sie ihnen zeigen möchte. Ich gab ihnen das Buch zugemacht hin, und sie zählten, um das Kupfer wieder aufzusuchen, die einzelnen Blätter, bis sie an die Stelle kamen, wo es war. Ich sagte ihnen nachher, sie hätten diese Mühe nicht nöthig gehabt; man könne, ohne die Blätter zu zählen, doch gleich sagen, wo das Bild sich befinde und wie viele Blätter vorhergehen.

Diese Behauptung kam ihnen wunderbar vor, und sie baten mich, ihnen das einmahl durch die That zu beweisen. Um ihre Neugierde zu befriedigen, sagte ich Demjenigen, der das Buch in der Hand hatte, er möge es aufschlagen, wo er wolle, und den Rand sorgfältig zuhalten, damit ich nicht im Stande sei, die Blätter zu zählen. Er that dieses mit großer Behutsamkeit;

aber es war mir dennoch eine Kleinigkeit, ihm zu sagen, wie viele Blätter vorhergingen, indem ich oben auf die Seitenzahl sah. Er zählte sie hierauf ordentlich über, und da es sich fand, daß meine Angabe richtig gewesen war, und daß ich den Versuch, so oft man wollte, immer mit gleicher Untrüglichkeit wiederholen konnte, so sahen sie eben so erstaunt aus, als wenn ich Todte auferweckt hätte. Am Ende erklärten sie sich die Sache, wie sie Alles, was sie aus Unwissenheit nicht begreifen, zu erklären pflegen, nämlich dadurch, daß das Buch ein Geist sei, der mir Alles zuraune, was ich von ihm zu wissen verlange. Und dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, ihnen eine noch höhere Meinung von mir einzuflößen, als sie schon vorher hatten.

Dies ist nämlich die Art aller rohen und unwissenden Menschen, daß sie Dasjenige, was sie nicht zu begreifen und zu erklären vermögen, alsobald für eine Wirkung höherer und unsichtbarer Wesen halten. Daher die vielen abgeschmackten Mährchen von Einwohnungen und Wirkungen des Teufels und anderer Geister, von Gespenstern, Zauberern und Wunderthätern; Mährchen, die in der Zeit der Unwissenheit und des Aberglaubens bei Tausenden entstanden, und welche noch heutiges Tages mitten in dem aufgeklärten Europa bei allen Denen Beifall und Glauben finden, in deren düstern Kopf noch kein Strahl von dem aufgegangenen Lichte der Aufklärung Eingang gefunden hat. Ich hoffe, meine jungen Leser werden sich selbst zu sehr achten, als daß sie durch eine dumme Glaubwilligkeit dieser Art sich den unwissenden und abergläubischen Indiern in diesem Stücke beigesellen sollten. Eine fleißige Erlernung der Wissenschaften und ein sorgfältiger Anbau ihrer Vernunftsfähigkeiten, durch Lesung der Schriften aufgeklär-

ter Männer und durch eigenes Nachdenken, werden sie vor dieser Schmach bewahren.

11.

Von der Regierungsform der Indier.

In Ansehung der bürgerlichen Verfassung und der Regierungsform scheinen diese Indier viel glücklicher zu sein, als die meisten Europäischen Nationen. Denn sie wissen nichts von willkührlicher Gewalt oder Zwangherrschaft unter sich, und sie sind daher völlig sicher vor jeder Art von Unterdrückung und tirannischer Ungerechtigkeit. Wie viel gebildete Völker können sich dieses glücklichen Vorzuges rühmen?

Jede Indische Völkerschaft wird wieder in ihre besondern Stämme abgetheilt, und jeder Stamm macht einen eigenen kleinen Staat für sich aus. So wie nun jede Völkerschaft ein gewisses Sinnbild hat, wodurch sie sich von andern unterscheidet, so hat auch jeder Stamm wiederum sein besonderes Unterscheidungszeichen, wie z. B. einen Adler, Panther, Tiger oder Büffel. Ein Stamm der Nadowessier wird durch eine Schlange, ein zweiter durch eine Schildkröte, ein dritter durch ein Eichhörnchen, ein vierter durch einen Wolf und ein fünfter durch einen Büffel vorgestellt. Der Geringste von ihnen weiß, zu welchem Stamme er gehört, und hat eine beständige und große Anhänglichkeit an denselben.

Außerdem unterscheidet sich jede Völkerschaft auch durch die Art, wie sie ihre Zelte oder Hütten bauet. Diesen Unterschied kennt jeder Indier, ungeachtet er oft so fein und unmerklich ist, daß ein Europäer mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig ist, ihn nicht zu

erkennen vermag. Sie können daher ganz genau, vielleicht bloß aus der Stellung eines Pfahls, der in der Erde stecken blieb, bestimmen, welche Völkerschaft vor vielen Monaten ihr Lager auf dem Platze hatte.

Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, welches der große Anführer oder der Hauptkrieger genannt wird. Bei der Wahl desselben wird lediglich auf ungemeine Erfahrung im Kriege und auf bewährte Tapferkeit gesehn. Dieser ordnet ihre Kriegszüge an, und hat über Alles, was zu diesem Fache gehört, die Aufsicht. Außer ihm giebt es noch ein zweites Oberhaupt, welches seinen Vorzug einem Erbrechte zu verdanken hat, und von welchem die bürgerlichen Angelegenheiten besorgt werden. Die Einwilligung dieses Letztern wird zu allen Ausfertigungen und Verträgen erfodert, welchen er das Zeichen des Stammes oder der Völkerschaft anhängen muß, wenn sie gültig sein sollen.

Ungeachtet nun diese Beiden als die Regenten des Stammes angesehen werden, und ungeachtet der Letztere auch gewöhnlich den Titel eines Königs führt, so würde man sich doch sehr irren, wenn man sich wirkliche Befehlshaber dabei denken wollte. Die Indier kennen schlechterdings keine Unterwürfigkeit, weder in bürgerlichen, noch in Kriegssachen. Da ein Jeder eine große Meinung von seiner eigenen Wichtigkeit hat, und auf nichts eifersüchtiger ist, als auf seine Freiheit, so werden alle Anträge, die das Ansehn von einem ausdrücklichen Befehle haben, gleich mit Verachtung verworfen.

Selten läßt daher ein Anführer sich einfallen, irgend eine Anordnung als einen gebieterischen Befehl einzukleiden. Aber man muß auch gestehen, daß er gar keine Versuchung dazu hat. Denn ein bloßer Wink

von ihm, wodurch er zu erkennen giebt, er glaube, daß Dies oder Jenes geschehen müsse, ist hinreichend, den Augenblick einen Wetteifer unter den Geringern zu erregen, die seinen Willen sogleich zu vollführen suchen. Auf diese Weise empfindet Keiner das Unangenehme der Befehle, und es geschieht doch Alles, was der Anführer zum Besten des Stammes für nöthig erachtet. Eine vortreffliche Verfassung! Man müßte Abgeordnete zu diesen Leuten schicken, und sie um die Mittheilung des Geheimnisses bitten, wie sie es angefangen haben, so viel Folgsamkeit bei so viel Freiheitssinn, so viel Einfluß ihrer Oberhäupter bei so geringer Macht derselben, unter sich einzuführen? Hier in Europa würde eine solche Regierungsform schwerlich von Bestand sein, und in kurzer Zeit die größten Unordnungen nach sich ziehn. Ich möchte wissen, ob meine jungen Leser wol einige Ursachen davon entdecken können. Wie? wenn sie einmahl darüber nachdächten, und das Buch so lange auf die Seite legten? —

Was mich betrifft, so glaube ich, daß es vornehmlich an folgenden Ursachen liege, warum die jetztbeschriebene glückliche Regierungsart, zwar wol bei den Indiern, aber nicht bei uns Statt finden könne.

Erstens haben die Indier, wie wir oben gehört haben, wenig Eigenthum und wenig Bedürfnisse, aber eben deßwegen auch viel Gemeingeist, viel Vaterlandsliebe und viel Anhänglichkeit an ihren Stamm. Ihr Eigennutz kommt daher den Anordnungen ihrer Anführer weniger und seltener in die Quere, und sie sind bei jeder Gelegenheit viel bereitwilliger, als wir, zu thun, was das gemeine Beste von ihnen fodert.

Zweitens sind die Verhältnisse der einzelnen Glieder dieser kleinen Staaten oder Gesellschaften lange

nicht so vielfach und so verwickelt, als die unsrigen sind. Dort können tausend Dinge angeordnet werden und geschehen, ohne daß ein Einziger dadurch beeinträchtigt wird; bei uns hingegen kann nicht die kleinste Sache vorgenommen und ausgeführt werden, ohne daß bald hier, bald dort Einer, bald an seinem Vermögen, bald an seiner Ehre, bald an seiner Bequemlichkeit dadurch gefährdet wird. Daher würde hier, wenn keine gesetzgebende Gewalt bei uns Statt fände, nie Etwas zu Stande kommen; man würde überall Widersetzlichkeit antreffen, und Unordnung und Verwirrung würden Ueberhand nehmen.

Drittens sind jene Stämme der Indier, in Vergleichung mit unsern Europäischen Staaten, nur als einzelne Familien anzusehn, weil sie nur aus einigen hundert Köpfen bestehen. Da ist es nun freilich begreiflich, daß in einer so kleinen Gesellschaft der väterliche Rath eines erfahrnen Anführers, den Jeder kennt, mit dem Jeder täglich redet, und von dessen Uneigennützigkeit Jeder tägliche Proben vor sich sieht, die Stelle eines Befehls vertreten kann, dem sich Jeder ohne Murren unterwirft, weil er weiß, daß er nur auf das gemeine Beste abzweckt. In unsern Europäischen Staaten hingegen, die zum Theil aus vielen Millionen Menschen bestehen, und wo viele ihr Oberhaupt nie von Person kennen lernen, vielleicht in ihrem Leben nicht ein einziges Mahl zu Gesicht bekommen, ist diese Familieneinrichtung unmöglich; da fallen also auch alle die wünschenswürdigen Vortheile derselben weg. Hier muß nothwendig eine befehlende Macht sein; hier muß nothwendig gehorcht werden.

Also müssen wir in Europa auf die schöne und milde Regierungsform der Indier — Verzicht thun.

Eigentlich haben diese Leute, in Ansehung ihres häuslichen und bürgerlichen Lebens, gar keine Regierungsform. Der Gegenstand ihrer Regierung betrifft mehr das Aeußere, als das Innere ihres gemeinen Wesens, und zweckt mehr darauf ab, sie gegen ihre Feinde zu schützen, als die innere Ruhe und Ordnung durch öffentliche Einrichtungen zu erhalten. Sie kennen daher den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen nicht, und Jeder scheint einer vollkommenen Unabhängigkeit zu genießen. Wenn der Anführer einen Vorschlag thut, so hat Jeder die Freiheit, zu wählen, ob er zur Ausführung desselben das Seinige beitragen will, oder nicht. Zwanggesetze sind bei ihnen völlig unbekannt. Wenn Gewaltthätigkeiten oder Mordthaten verübt werden, so wird die Sorge, die Verbrechen zu rächen, der beleidigten Familie überlassen. Die Anführer unterstehen sich nicht, weder zu strafen, noch die Strafe zu mildern.

Jede Familie hat das Recht, Einen von ihren Oberhäuptern zum Gehülfen des vornehmsten Oberhaupts zu ernennen. Dieser muß dann in den Rathsversammlungen für das Beste ihrer Familie sorgen, und ohne die Einwilligung desselben kann kein öffentliches Geschäft zu Stande gebracht werden. Diese Familienoberhäupter werden größtentheils nach ihren rednerischen Fähigkeiten erwählt, und sie allein sind berechtiget, in den Rathsversammlungen und allgemeinen Zusammenkünften des Volks Reden zu halten.

Diese Oberhäupter, an deren Spitze der Erbanführer steht, scheinen in sofern die höchste Gewalt in Händen zu haben, daß sie Alles entscheiden, was ihre Jagden, was Krieg und Frieden und überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten betrifft. Auf sie folgt der Hau-

fen der Krieger, wozu Alle gehören, die im Stande sind, die Waffen zu führen. Die Abtheilung hat zuweilen den Erbanführer an ihrer Spitze, wenn er sich nämlich durch irgend eine tapfere That hervorgethan hat, sonst aber einen andern Anführer, von dessen Muthe man durch hinreichende Proben sich zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat.

In ihren Rathsversammlungen, die von den ebenerwähnten Mitgliedern gehalten werden, wird jede Sache von Wichtigkeit verhandelt; und kein, nur einigermaßen erheblicher Vorschlag kann zur Ausführung gebracht werden, wenn er nicht von den Oberhäuptern allgemein gebilliget wird. Sie versammeln sich gemeiniglich in einem besonders dazu gewidmeten Zelte oder in einer Hütte. Hier setzen sie sich in einem Kreise auf den Boden herum; worauf der älteste Anführer aufsteht und eine Rede hält. Wenn dieser fertig ist, so steht ein Anderer auf, und so sagen Alle nach der Reihe, wenn die Noth es erfodert, ihre Meinung.

Ihre Sprache ist bei solchen Gelegenheiten stark und nachdrücklich, und ihre Reden sind voller Bilder und Gleichnisse, wie man aus den Beispielen, welche oben davon gegeben sind, schon ersehen haben wird. Sie sprechen dabei mit großer Heftigkeit, ungeachtet sie im gemeinen Leben ihre Stimme nicht mehr, als wir, zu erheben pflegen.

Die jungen Leute dürfen zwar bei den Rathsversammlungen zugegen sein, aber keine Reden halten, bevor sie nicht ordentlich zugelassen worden sind. Sie hören indeß mit großer Aufmerksamkeit zu, und um zu zeigen, daß sie die Beschlüsse der Oberhäupter verstehn und billigen, rufen sie von Zeit zu Zeit aus: »das ist recht! das ist gut!«

Die gewöhnliche Art, bei allen Ständen, ihren Beifall auszudrucken, und die sie, wenn sie eine Rede anhören, fast bei jeder Periode wiederholen, besteht in einem starken Tone, der fast klingt wie unsere Buchstaben OAH zusammen ausgesprochen.

12.

Von den Gastmahlen der Indier.

Da sie gewöhnlich in großen Haufen zusammen essen, so können fast alle ihre Mahlzeiten als Gastereien angesehen werden. Sie essen übrigens, ohne sich an gewisse Stunden zu binden, so wie ihr Hunger und die Umstände es jedesmahl erfodern.

Viele Indische Völker machen gar keinen Gebrauch von Brot, Salz oder andern Gewürzen; Einigen sind sie sogar völlig unbekannt. Diese essen wilden Reiß, der häufig in verschiedenen Gegenden ihres Gebietes wächst; er wird aber, nicht etwa wie Brot gebacken, sondern gekocht und für sich allein gegessen. Das Fleisch der wilden Thiere, die sie auf der Jagd erlegen, genießen sie, ohne irgend eine mehlige Substanz dazu zu nehmen. Sogar den Zucker, den sie aus dem Ahornbaume ziehn, gebrauchen sie nicht als ein Gewürz, um Etwas schmackhafter damit zu machen, sondern als eine Speise für sich, die sie allein genießen.

Die Milch halten sie bloß für Nahrungsmittel, welches für junge Thiere in ihrem zartesten Zustande paßt. Sie selbst genießen daher keine, ungeachtet sie von Büffeln und Elendthieren genug davon bekommen könnten.

Ihre Speisen sind also sehr einfach und fast immer die nämlichen. Dennoch bemerkte ich nicht, daß der

gänzliche Mangel an allen den Dingen, die bei uns für nothwendig zum Lebensunterhalte gerechnet werden — als Thee, Kaffee, Wein, Bier, Gewürze und hundert andere Leckereien — ihrer Gesundheit und Leibesstärke im geringsten nachtheilig sei. Ich nahm vielmehr gerade das Gegentheil wahr; denn im Durchschnitte sind diese Leute sehr gesund und stark. Ich sollte daher glauben, daß auch bei ihnen die Regel sich durch die Erfahrung bestätige: je einfacher und ungekünstelter die Nahrungsmittel, desto gesunder und stärker der Mensch.

Bei einigen Indischen Völkerschaften giebt es indeß ein Gericht, welches ungefähr die Stelle des Brots vertritt. Es wächst nämlich viel Indisches Korn bei ihnen. Aus diesem, wenn es reif geworden ist, und aus einer Zuthat von unreifen Bohnen und Bärenfleisch, dessen Fett dem Korn und den Bohnen ihre Trockenheit benimmt, kochen sie ein wohlschmeckendes Gericht, welches sie Sukkatosch nennen. Hier wird also Fleisch und etwas Mehliges zusammen genossen.

Rohes Fleisch genießen sie ganz und gar nicht; sie kochen und braten vielmehr ihre Speisen stark, und die Brühe, worin es gekocht wurde, ist ihr gewöhnliches Getränk.

Ihre Gerichte bestehen in Bären-, Elends-, Biber- und Rehfleisch. Das letzte, welches von Natur trocken ist, genießen sie gewöhnlich mit Bärenfleisch, welches ungemein fett und saftig ist, zusammen.

Im Frühjahre essen die Nadowessier die innere Rinde von einem Strauche, der irgendwo in ihrem Lande wächst. Den Namen desselben, so wie den Ort, wo er wächst, habe ich nie erfahren können. Vielleicht, daß sie ein Geheimniß daraus machen, weil ihnen die-

ses Gewächs vorzüglich schätzbar ist. Es ist sehr spröde, läßt sich leicht kauen, und schmeckt ungefähr wie Rüben. Die Indier halten es für eine ihrer nahrhaftesten Speisen.

Bei der Zubereitung der Speisen sind die geringeren Indier sehr unreinlich. Die Vornehmen hingegen halten viel auf Reinlichkeit und Nettigkeit, wie bei ihren Speisen, so in ihrer Kleidung und in ihren Zelten.

Jede ihrer gemeinschaftlichen Mahlzeiten wird mit einem Tanze entweder angefangen, oder beschlossen. Dieses vertritt bei ihnen die Stelle des Gebets, und man darf wol glauben, daß dem großen Geiste, dem sie sich für alles Gute verpflichtet halten, das Opfer ihrer Fröhlichkeit angenehmer sei, als wenn sie, nach dem bösen Mißbrauche vieler Christen, eine gedankenlose Gebetsformel mechanisch hermurmelten, woran das Herz keinen Antheil hat, und wodurch die Gesinnungen der Menschen nicht im mindesten verbessert werden.

Bei öffentlichen Gastmahlen essen Männer und Weiber nie zusammen, sondern jedes Geschlecht bleibt für sich; zu Hause hingegen, wenn keine Fremde da sind, essen Mannspersonen und Frauensleute mit einander.

Uebrigens kommen die Oberhäupter nie zusammen, um sich über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen, ohne ihre jedesmahlige Versammlung mit einem Gastmahle zu beschließen. Dann überlassen sie sich einer Schmauserei und einer Fröhlichkeit, die keine Grenzen kennen.

13.

Von den Tänzen der Indier.

Keine Art von Vergnügungen ist den Indiern lieber und gewöhnlicher als der Tanz. Alle ihre Zusam-

menkünfte werden dadurch aufgeheitert, und wenn sie nicht mit Kriegen oder Jagen beschäftiget sind, so vergnügen sich die jungen Leute von beiderlei Geschlecht regelmäßig alle Abend damit. Niemahls aber tanzen Mannspersonen und Frauenzimmer zusammen, sondern jedes Geschlecht für sich. Bei den Tänzen der Mannspersonen steht Einer nach dem Andern auf, tanzt mit großer Leichtigkeit und Kühnheit, und besingt dabei die Thaten seiner Vorfahren. Die übrige Gesellschaft sitzt auf dem Boden in einem Kreise herum, und giebt das Zeitmaß durch einen Ton an, den sie Alle zugleich ausstoßen, und der ungefähr klingt, als »heh, heh, heh!« Diese Töne werden sehr rauh und mit einer solchen Heftigkeit ausgestoßen, daß man glauben sollte, die Lungen der Sänger würden es nicht lange aushalten. Gleichwol setzen sie dies Geschrei mit immer gleicher Heftigkeit so lange fort, als die Tanzbelustigung währt.

Die Frauenspersonen tanzen mit sehr vieler Anmuth und Leichtigkeit. Sie fangen den Tanz damit an, daß sie sich um einige Schritte zur Rechten, und dann wieder zur Linken bewegen, indem sie die Füße dicht an einander setzen, und dabei wechselsweise die Zehen und die Hacken rühren. So glitschen sie mit großer Leichtigkeit bis an eine gewisse Stelle fort, und von da wieder zurück. Dies geschieht mit so genauer Beobachtung des Zeitmaßes, und in so guter Ordnung, daß die Tänzerinnen, auch wenn ihrer noch so viele sind, sich einander niemahls hinderlich werden. Sie halten sich dabei sehr gerade, und lassen die Arme dicht am Leibe hinunterhängen. Während des Tanzes vermischen sie ihre helltönenden Stimmen mit dem rauhen Geschrei der Männer, die, auf dem Boden sitzend, sie mit einem Kreise umschließen.

Es wird aber nicht immer auf eine und ebendieselbe Weise getanzt. Sie haben vielmehr verschiedene Arten von Tänzen, wie z. B. den Pfeifentanz, den Kriegstanz, den Hochzeittanz und den Opfertanz, wovon jeder einer besondern Gelegenheit gewidmet ist. Ungeachtet die Bewegungen bei allen diesen besondern Arten von Tänzen merklich verschieden sind, so ist es mir doch nicht möglich, den Unterschied mit Worten deutlich zu machen.

Auch hat jede Völkerschaft ihre besondere und unterscheidende Art zu tanzen. Die Tschipiwäer z. B. haben eine größere Mannichfaltigkeit an Stellungen, als die übrigen Indier. Bald halten sie den Kopf in die Höhe, bald bücken sie sich fast bis auf die Erde, bald neigen sie sich ganz auf die eine, bald wieder auf die andere Seite. Die Nadowessier tragen sich gerade, treten fester, und machen alle ihre Bewegungen mit weit mehr Anstand. Das starke, unangenehme Geräusch hingegen, welches ich eben beschrieben habe, machen Alle ohne Ausnahme.

Der Pfeifentanz ist für den Zuschauer unter allen der angenehmste, weil er die schönsten Figuren hat, und nicht so ausschweifend ist, als die übrigen. Man tanzt aber denselben bloß bei feierlichen Gelegenheiten, wie wenn z. B. fremde Abgesandte kommen, um Friedensunterhandlungen zu pflegen, oder wenn vornehme Fremde durch ihr Gebiet reisen, welchen sie Vergnügen machen wollen.

Der Kriegstanz hat für einen Fremden etwas Fürchterliches. Sie tanzen denselben, wie schon der Name desselben andeutet, so oft sie einen Kriegszug vornehmen wollen, oder von demselben wieder zurückkommen. Auch

hiebei schließt die ganze Versammlung von Kriegern einen Kreis. Dann tritt der Anführer zuerst auf, und fängt damit an, daß er von der Rechten zur Linken geht, und dabei seine eigenen Thaten und die Thaten seiner Vorfahren besingt. So oft er eine merkwürdige Heldenthat berührt hat, schlägt er mit seiner Kriegskeule jedesmahl sehr heftig gegen einen Pfahl, der mitten im Kreise in die Erde gerammt ist.

Nach und nach gesellt sich diesem ersten Tänzer ein zweiter, dann ein dritter bei, so wie die Reihe an ihn kommt, und jeder Hinzukommende besingt gleichfalls die wundervollen Thaten seiner Vorfahren, bis sie endlich Alle auf dem Platze sind und zusammen tanzen. Hier fängt der Tanz an, für jeden Fremden wirklich fürchterlich zu werden, da sie die schrecklichsten und scheußlichsten Stellungen annehmen, die Zorn und Wuth nur immer veranlassen können, und dabei im voraus zeigen, was sie gegen ihre Feinde im Kriege thun wollen. Sie halten dabei ihre scharfen Messer in der Hand, und drohen damit, so oft sie sich herumwerfen, einander zu durchstoßen. Dies würde auch sicher geschehen, wenn nicht Jeder eine außerordentliche Fertigkeit besäße, dem Stoße auszuweichen.

Durch solche Bewegungen suchen sie die Art auszudrucken, wie sie ihre Feinde tödten, ihnen die Haut vom Kopfe ziehn, oder sie gefangen nehmen. Sie erheben dabei eben das fürchterliche Geheul und Kriegsgeschrei, welches sie in ihren wirklichen Schlachten hören lassen. Dies Alles zusammengenommen giebt ihnen etwas so Gräuliches, daß man sie für einen Haufen von Teufeln ansehen möchte.

Ich mischte mich oft mit in diesen ihren Tanz; aber die gegründete Furcht, eine gefährliche Wunde da-

vonzutragen, erlaubte mir nicht, viel Vergnügen daran zu finden.

Bei den Völkern auf der Westseite des Missisippistroms und an dem Obern See fand ich noch einen besondern Tanz in Gebrauch, den sie Pawa, oder den schwarzen Tanz nennen. Diese Feierlichkeit ist eine Frucht und zugleich eine Nahrung ihres Aberglaubens, und man erzählt tausend lächerliche Histörchen von Teufelserscheinungen, die dieser Tanz zuwege gebracht haben soll. Ich selbst sah nun freilich niemahls einen Teufel dabei erscheinen; aber ich sah die Indier selbst Dinge dabei verrichten, die der Aberglaube für Zauberei ansehen muß, weil die Art und Weise, wie sie bewerkstelliget werden, mir wenigstens völlig unerklärlich blieb.

Als ich mich bei den Nadowessiern aufhielt, wurde ein solcher Tanz, bei Gelegenheit der Aufnahme eines jungen Indiers in eine Gesellschaft, aufgeführt, welche sie Wäkon Kirschewah, d. i. die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes, nennen. Diese Gesellschaft besteht aus Personen von beiderlei Geschlecht; allein es wird Keiner darin aufgenommen, der nicht einen unbescholtenen Namen hat und von allen Mitgliedern der Gesellschaft gebilliget worden ist. Mit der Einweihung des neuen Mitgliedes ging es folgendergestalt zu.

Es war zur Zeit des Neumondes. Die Gesellschaft versammelte sich auf einem Platze mitten im Lager, der recht eigentlich dazu abgestochen war, und ungefähr zweihundert Personen fassen konnte. Ich, als ein Fremder, dem man bei jeder andern Gelegenheit schon so viele Höflichkeiten erwiesen hatte, wurde auch zu dieser Feierlichkeit eingeladen, und erhielt meine Stelle dicht an den Schranken des Verschlages.

Die Versammlung nahm gegen 12 Uhr ihren An-

fang, und zur Freude der Indier war eben heller Sonnenschein. Dies sehen sie nämlich bei jeder öffentlichen Zusammenkunft als eine gute Vorbedeutung an. Zuerst erschien eine große Anzahl von Oberhäuptern, die ihren schönsten Putz angelegt hatten. Auf diese folgte der Hauptkrieger, angethan mit einem auf die Erde hinabhangenden Rocke von kostbaren Fellen, und hinter ihm traten 15 bis 20 Personen einher, Alle schön bemahlt, und Alle prächtig gekleidet. Dann kamen die Weiber Derer, welche in diese Gesellschaft schon aufgenommen waren, und den Beschluß machte ein vermischter Haufen von geringen Leuten, die sich gleichfalls nach Vermögen geputzt hatten, um Etwas dazu beizutragen, die Versammlung prächtig und glänzend zu machen.

Die Gesellschaft setzte sich, und es wurde Stillschweigen geboten. Dann stand einer von den vornehmsten Anführern auf, und machte der Gesellschaft in einer kurzen, aber meisterhaften Anrede die Ursache ihrer Zusammenkunft bekannt. Er nahm hierauf den jungen Mann, welcher in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden wünschte, bei der Hand, und fragte die Versammlung, ob sie Etwas dagegen einzuwenden habe, daß er ein Mitglied ihres Ordens werde?

Da nun Niemand Etwas dawider hatte, so wurde der junge Mann in die Mitte gestellt. Vier Oberhäupter traten hierauf zu ihm hin, und ermahnten ihn nach der Reihe, sich als ein Indier und als ein Mann zu betragen, und unter der Feierlichkeit, der er sich jetzt unterwerfen müsse, nicht zu erliegen. Dann faßten Zwei von ihnen ihn bei den Armen, und ließen ihn niederknien; der Dritte stellte sich hinter ihn, um ihn aufzufangen, wenn er fiele, und der Vierte trat gerade vor ihm ungefähr 12 Fuß zurück.

Der Letzte redete hierauf den Einzuweihenden mit vernehmlicher Stimme an. Er redete ihm von einem Geiste vor, der in wenigen Augenblicken über ihn kommen und ihn todtschlagen, aber auch bald darauf wieder lebendig machen werde. Dies sei, fügte er hinzu, zwar schrecklich, aber auch nothwendig, um ihn zu den Vorzügen der Gesellschaft, an welchen er künftig Theil nehmen solle, vorzubereiten.

Als er dies sagte, schien er selbst sehr heftige Bewegungen zu fühlen. Seine Gesichtszüge verzerrten sich, und sein ganzer Körper gerieth in Zuckungen. Jetzt warf er Etwas, das an Farbe und Gestalt einer kleinen Bohne glich, dem jungen Manne, wie es schien, in den Mund. Dieser fiel in dem nämlichen Augenblicke auf der Stelle leblos nieder, als wenn er von einer Kugel wäre getroffen worden. Derjenige, welcher hinter ihm stand, fing ihn in seinen Armen auf, und legte ihn, mit Hülfe der beiden Andern, als einen Todten auf die Erde nieder.

Jetzt fingen sie an, seine Glieder zu reiben, dann ihn dergestalt auf den Rücken zu schlagen, daß ein Lebendiger eher davon hätte getödtet, als ein Todter erweckt werden können. Der Redner setzte unterdeß seine Rede fort, und bat die Zuschauer, sich über Das, was jetzt vorginge, nicht zu wundern, oder an der Wiederherstellung des jungen Mannes nur im mindesten zu zweifeln. Sein jetziger lebloser Zustand rühre bloß von der gewaltsamen Wirkung des Geistes auf seinen Körper her, der einer solchen Begeisterung bisher noch nicht gewohnt gewesen sei.

Der leblose Zustand des Weihlings dauerte mehre Minuten; nach und nach machten die vielen und heftigen Schläge, daß er wieder einige Spuren von Leben

zeigte, die aber mit heftigen Zuckungen und einer Art von Ersticken verbunden waren. Auch dieser Zustand hörte bald wieder auf, und als er hierauf die Bohne, oder was es sonst war, wieder von sich gegeben hatte, so schien er in kurzer Zeit wieder hergestellt zu sein.

Nunmehr nahmen die vier Oberhäupter ihm seine gewöhnliche Kleidung ab, und zogen ihm dafür eine ganz neue an. Nachdem auch dieses geschehen war, faßte der Redner ihn wieder bei der Hand, und stellte ihn der Gesellschaft als ein ordentliches und völlig eingeweihtes Mitglied vor. Er ermahnte sie dabei, ihm allen Beistand zu leisten, dessen er, als ein junges Mitglied, bedürftig sein könnte. Dem jungen Bruder aber gebot er, den Rath seiner ältern Brüder mit Bescheidenheit anzuhören und pünktlich zu befolgen.

(Es sei dem Herausgeber vergönnt, die Erzählung seines Gewährsmannes, des Herrn Carver, hier auf einen Augenblick zu unterbrechen, um über den Inhalt dieser sonderbaren Geschichte erst mit wenigen Worten seine unmaßgebliche Meinung zu sagen. — Daß der Auftritt, welcher jetzt erzählt worden ist, weiter nichts, als eine auf Täuschung angelegte Gaukelei gewesen sei, bei der im Grunde Alles ganz natürlich zuging, werden meine jungen Leser wol von selbst schon vermuthet haben. Wie es eigentlich damit zuging, und durch welches natürliche Mittel man den jungen Mann erst, dem Ansehn nach, todt, und dann wieder lebendig machte, das kann ich nun freilich nicht sagen. Aber erstens ist es überhaupt noch die Frage, ob der ganze Vorfall sich wirklich gerade so ereignet habe, wie er uns hier beschrieben worden ist, und ob nicht das Verlangen, etwas recht Wunderbares und Unerhörtes zu erzählen, einen und den andern Umstand ein wenig anders eingekleidet

habe, als er sich wirklich verhalten mochte? Unser Carver hat uns schon oben nicht undeutlich merken lassen, daß er es mit der Prüfung solcher wunderbar scheinenden Wirkungen so genau nun eben nicht zu nehmen pflege. Es könnte daher wol sein, daß er auch dem jetzterzählten Auftritte mit einiger Vorliebe für das Wunderbare und mit einer gewissen Glaubwilligkeit beigewohnt hätte, die ihn hinderte, die Augen gehörig aufzuthun, und die Art und Weise, wie dieser angebliche Zauberauftritt eigentlich bewerkstelliget wurde, ausfindig zu machen. Gesetzt nun aber auch, daß Alles wirklich so geschah, wie dieser Mann es wahrzunehmen glaubte, so konnte es doch, zweitens, immer noch sehr natürlich damit zugehn, ungeachtet Unsereiner, der von dem Orte, wo das Possenspiel aufgeführt wurde, ein paar tausend Meilen entfernt ist, und der nun, viele Jahre nachher, bloß die Erzählung davon in einem Buche lieset, unmöglich angeben kann, durch was für Taschenspielerkünste die Täuschung eigentlich bewirkt worden sei. Vielleicht, daß Das, was dem jungen Manne in den Mund geworfen ward, ein plötzlich betäubendes, Ohnmacht und Erbrechen verursachendes Mittel war, welches wir in Europa nicht kennen! Vielleicht, daß die ganze geheimnißvolle Handlung auf Verabredung beruhete, daß der junge Mann sich nur so stellen mußte, als sei er todt, und als lebe er nachher wieder auf! Vielleicht — doch wozu noch mehr Vermuthungen, da schon eine oder die andere von den eben genannten völlig hinreichend ist, uns das Natürliche in diesem ganzen Vorgange begreiflich zu machen, und da gewiß Keiner von meinen jungen Lesern so kindisch leichtgläubig mehr ist, um es wahrscheinlicher zu finden, daß es auf eine übernatürliche Weise damit zugegangen sei? Also

genug hievon, und nun wieder zurück an den eigentlichen Faden unserer Erzählung!)

Nachdem das Oberhaupt seine Anrede geendiget hatte, schloß die ganze Versammlung, die innerhalb der Schranken war, um den neuen Bruder einen Kreis; das Tonspiel hob an, und der große Krieger sang ein Lied, worin, wie gewöhnlich, die kriegerischen Thaten ihrer Völkerschaft erhoben wurden.

Ich erwähnte ihres Tonspiels; dieses besteht in einer Trommel, die aus einem künstlich gearbeiteten Stücke eines hohlen Baums gemacht ist, worüber man eine Haut gespannt hat. Auf diese wird mit einem einzigen Stocke geschlagen. Der dadurch hervorgebrachte Ton ist sehr übellautend, und man gebraucht ihn bloß, um das Zeitmaß damit anzugeben. Zuweilen bedienen sie sich auch einer Art Pfeifen von Rohr, die einen durchdringenden und widrigen Ton haben.

Nunmehr fing der Tanz an. Einige Sänger verstärkten das Tonspiel durch ihre Stimmen, und die Frauenspersonen fielen zuweilen in den Reigen mit ein, wodurch eine wilde, aber eben nicht unangenehme Zusammenstimmung entstand. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß dies eins der angenehmsten Feste war, welchen ich unter den Indiern beigewohnt habe.

Ein lächerliches Stück bei diesem Tanze, welches einer Art von Zauberei gleichfalls ähnlich sehen sollte, war vorzüglich auffallend. Die meisten Tänzer hatten ein aufgeblasenes Marder- oder Otterfell in der Hand, das, wenn man darauf drückte, ein pfeifendes Geräusch durch eine darin angebrachte hölzerne Röhre machte. So wie nun dieses Tonwerkzeug Jemand vors Gesicht gehalten wurde, und seinen Laut von sich gab, so fiel er augenblicklich als ein Todter nieder, vermuthlich weil

auch das ein verabredetes Stück des Possenspiels war. Auf diese Weise lagen zuweilen drei oder mehre Mannspersonen und Frauensleute zugleich auf der Erde; allein es währte nicht lange, so schienen sie sich wieder zu erholen, sprangen auf, und mischten sich von neuen in den Tanz. Diese Posse machte selbst den Vornehmen viel Vergnügen. Ich hörte nachher, daß die aufgeblasenen Häute ihre Hausgötter wären.

Nach einigen Stunden hörte der Tanz auf, und nun fing das Gastmahl an. Die Gerichte schienen alle aus Hundefleisch zu bestehn, dessen sie sich, wie ich in der Folge erfuhr, bei ihren öffentlichen Gastereien beständig zu bedienen pflegen. Der junge Weihling muß dasselbe herbeischaffen, es koste was es wolle.

Eben diese Gewohnheit, Hundefleisch bei gewissen feierlichen und religiösen Gelegenheiten zu essen, findet sich auch in den nordöstlichen Ländern von Asien. Die Bewohner eines Theils von Kamschatka schlachten, so oft sie den von ihnen geglaubten Geistern opfern, allemahl ein Rennthier oder einen Hund, essen das Fleisch davon, und stecken den Kopf mit der Zunge auf einen Pfahl, so daß die Stirn nach Osten gekehrt ist. Auch wenn sie ansteckende Krankheiten befürchten, schlachten sie einen Hund, winden seine Gedärme um zwei Pfähle, und gehen dazwischen durch. Das schützt sie denn, ihrer Meinung nach, gegen alle Ansteckung. Auf solche Albernheiten verfällt der ungebildete menschliche Verstand, wenn er von Aberglauben umnebelt ist. Wohl uns, ihr jungen Freunde, daß wir über so Etwas lachen, und unsere armen ununterrichteten Brüder, die noch in so großer Dummheit leben, herzlich dabei bedauern können!

14.

Von den Jagden der Indier.

Die Jagd und der Krieg sind die beiden vornehmsten Beschäftigungen der Indier; fast alle andere Arbeiten überlassen sie den Weibern.

Ein geschickter und entschlossener Jäger wird fast eben so sehr bei ihnen geschätzt, als ein tapferer Krieger. Man hält daher schon die jüngsten Knaben dazu an; und sie erlangen dadurch eine außerordentliche Geschicklichkeit, dem Wilde nachzustellen, und es entweder zu fangen, oder zu erlegen. Es wird auch nicht leicht irgend ein Kunststück, das der menschliche Verstand erfunden hat, Thiere, die ihres Fleisches oder ihres Felles wegen schätzbar sind, zu fangen, bei ihnen unbekannt sein.

Zu Hause liebt der Indier, wie ich schon oben angeführt habe, den Müßiggang; auf der Jagd hingegen verläßt ihn seine angeborne Trägheit gänzlich, und er ist alsdann bis zum Bewundern thätig, geduldig und unermüdlich. Sie wissen die Mittel, ihren Raub auszuspähen, eben so gut, als die, ihn zu fangen. Selbst da, wo jedes andere Auge nichts mehr sieht, unterscheiden sie die Spur des Wildes, und verfolgen es mit der größten Zuverlässigkeit durch unwegsame Wälder.

Diejenigen Thiere, welche von den Indiern, ihres Fleisches oder ihrer Felle wegen, gejagt werden, sind Büffel, Elendthiere, Rehe, Musethiere, Bären, Rennthiere, Biber, Marder u. s. w. Die Beschreibung dieser Thiere wird weiter unten folgen; jetzt will ich die Art, wie sie gejagt werden, erzählen.

Schon in ihren Sommerversammlungen bestimmen sie, wie alle sonstigen Wintergeschäfte, so auch die Ge-

genden, worin gejagt werden soll, und die Parteien, welche auf die verschiedenen Züge ausgehen müssen. Der Hauptkrieger, dessen Amt es mit sich bringt, die nöthigen Einrichtungen dazu zu treffen, läßt Alle, die ihm folgen wollen, feierlich einladen; denn auch hiebei, wie bei jeder andern Sache, finden keine eigentliche Befehle Statt, weil die Indier, wie schon oben erwähnt worden ist, von einer wirklichen Oberherrschaft und von einem gesetzlichen Zwange ganz und gar keinen Begriff haben. Ein Jeder nun, der die Einladung annimmt, bereitet sich dazu dadurch vor, daß er — etliche Tage fastet.

Wohlverstanden, daß das Fasten der Indier nicht, wie bei verschiedenen andern Völkern, bloß darin besteht, daß man nur die schmackhaftesten und kostbarsten Dinge, oder sogenannte Fastenspeisen isset, sondern, daß es dabei wirklich ernsthaft gemeint ist! Sie enthalten sich in der That alles möglichen Essens und Trinkens, und ihre Geduld und Standhaftigkeit geht darin so weit, daß der heftigste Durst sie nicht bewegen kann, auch nur einen Tropfen Wasser zu kosten. Und bei dieser strengen Enthaltsamkeit behalten sie dennoch immer den Anschein von Zufriedenheit und Heiterkeit.

Wozu diese Vorbereitung durch Fasten dienen solle? Ihrer Meinung nach dazu, um desto freier zu träumen, und in diesen Träumen zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sei; zugleich aber auch dazu, den Zorn der bösen Geister abzuwenden, und sich ihre Gunst zu erwerben. So hat der Aberglaube sich in alle ihre Verrichtungen gemischt! Sie mahlen um diese Zeit auch alle mit Kleidern nicht bedeckte Theile ihres Körpers schwarz.

Nach geendigter Fastenzeit giebt der Anführer den verschiedenen Parteien ein großes Gastmahl, woran aber

Niemand Theil nehmen darf, der sich nicht zuvor gebadet hat. Nun sollte man wol vermuthen, daß sie bei diesem Gastmahle, nach einem zweitägigen Fasten, unmäßig schmausen, und sich mit Speisen mehr als gewöhnlich überladen würden; aber nein! sie suchen vielmehr eine Ehre darin, sich bei dieser Gelegenheit recht mäßig zu zeigen. Der Anführer erzählt ihnen dabei die Thaten Derer, die bei dem Geschäfte, das sie jetzt vorhaben, am meisten geleistet hatten. Nach geendigtem Mahle treten sie ihren Zug, überall schwarz bestrichen, unter dem Zujauchzen des ganzen Volks, nach der bestimmten Gegend an.

Auf der Jagd selbst ist ihre Geschicklichkeit im Ausspüren, und ihre Geduld bei der Verfolgung des Wildes, in der That bewundernswürdig. Keine Gebüsche, Gräben, Flüsse oder Moräste können sie aufhalten. Sie verfolgen es immer in der geradesten Linie, ohne sich durch irgend Etwas hindern zu lassen, und es giebt daher wenige Thiere in den Gehölzen, die sie nicht einholen könnten.

Jetzt will ich die vorzüglichsten Arten ihrer Jagd beschreiben.

Wenn sie auf die Bärenjagd ausgehn, so bemühen sie sich, das Lager dieser Thiere zu entdecken, die, so lange die strenge Witterung dauert, sich in hohlen Baumstämmen oder Erdlöchern verbergen, wo sie ohne Nahrung zubringen. Haben sie einen Ort erreicht, wo sie dergleichen vermuthen, so machen sie, je nachdem ihrer viele oder wenige sind, einen größern oder kleinern Kreis, und suchen, indem sie sich sämmtlich dem Mittelpunkte nähern, den eigentlichen Aufenthalt des Thieres ausfindig zu machen. Auf diese Art sind sie gewiß, Alles, was sich in der Kreisfläche befindet, aufzujagen,

und mit Flinten oder Bogen zu fällen. Der Bär flieht aber, sobald er nur einen Menschen oder einen Hund ansichtig wird, und wehrt sich nicht anders, als wenn er von Hunger geplagt oder verwundet wird.

Auf der Büffeljagd verfahren sie anfangs auf die nämliche Weise. Sie schließen nämlich auch erst einen Kreis, oder ein Viereck, und stecken, sobald Jeder seinen Posten eingenommen hat, das Gras, welches um die Zeit dieser Jagd gewöhnlich trocken ist, in Brand. Die Büffel, die sich sehr vor dem Feuer fürchten, rennen hierauf in einen engen Raum zusammen, und machen dadurch Denen, welche sie erlegen wollen, leichtes Spiel.

Elendthiere, Rehe und Rennthiere jagen sie auf mehr als eine Art. Zuweilen suchen sie dieselben in den Wäldern auf, wo sie leicht hinter den Bäumen geschossen werden können. Zuweilen machen sie sich, um sie zu fangen, die Witterung zu Nutze. Wenn nämlich die Sonne eben stark genug wird, um den Schnee zu schmelzen, und sich dann durch Nachtfröste eine Rinde auf denselben setzt, so bricht dies Thier mit seinem gespaltenen Hufe leicht durch, und kann sich, ohne viele Mühe, nicht wieder los machen. Man jagt es daher gerade in dieser Zeit; und da fällt es denn nicht schwer, es einzuholen und zu erlegen.

Einige Völkerschaften jagen diese Thiere auf eine noch leichtere und weniger gefährliche Art. Sie wählen nämlich eine Stelle nahe bei einem Flusse, und theilen sich allda in zwei Parteien, wovon die eine sich in Fahrzeuge setzt, indeß die andere einen halben Kreis auf dem Lande macht, dessen Arme sich bis ans Wasser erstrecken. Wenn sie hierauf ihre Hunde loslassen, so wird alles Wild, welches sich innerhalb des Kreises befindet, aufgejagt und in den Fluß getrieben. Hier wird

es dann von den in den Fahrzeugen befindlichen Indiern leicht erschossen. Auf diese Weise sichern sie sich vor der Wuth verwundeter Büffel und Elendthiere, welche sich kühn gegen ihre Verfolger zu wenden und sie unter die Füße zu treten pflegen.

Die einträglichste unter allen Jagden, vorzüglich in den nördlicheren Gegenden, ist unstreitig die Biberjagd. Auf diese legen sie sich daher auch ganz vorzüglich. Die Zeit dazu ist der ganze Winter, vom November bis zum April, weil alsdann das Fell dieser Thiere seine größte Vollkommenheit erreicht hat. Gewöhnlich fängt man sie in Schlingen.

Da diese Thiere ein ungemein scharfes Gesicht und ein sehr feines Gehör haben, so muß man sich ihrem Aufenthalte mit großer Vorsicht nähern. Sie gehen selten weit vom Wasser weg, und bauen ihre Häuser gewöhnlich dicht an einem großen Fluß oder See, können daher leicht sich ins tiefste Wasser begeben, wo sie dann bis auf den Grund untertauchen und unerreichbar sind. Sie schlagen dabei mit ihrem Schwanze stark aufs Wasser, um ihrer ganzen Gesellschaft ein Warnungszeichen zu geben.

In Fallen werden sie auf folgende Weise gefangen. Ungeachtet sie, wie bekannt, einen Wintervorrath einsammeln, so pflegen sie doch von Zeit zu Zeit in die benachbarten Gegenden zu streifen, um frische Lebensmittel einzuholen. Man stellt ihnen daher eine Falle in den Weg, unter welche kleine Stücken Rinde oder junge Sprößlinge gelegt werden. Sobald der Biber diese berührt, fällt ein schwerer Klotz auf ihn herunter, und zerbricht ihm den Rücken.

Sonst haut man auch Oeffnungen in das Eis, welchen die Biber, wenn sie aus ihren Häusern verjagt

sind, sich zu nähern pflegen, um frische Luft zu schöpfen. Ihr Athem macht eine ziemliche Bewegung im Wasser, und die Jäger können daher ihre Annäherung leicht bemerken, und sich fertig halten, sie auf den Kopf zu schlagen, sobald sie über dem Wasser zum Vorschein kommen. Zuweilen zieht man auch, indem man ihre Häuser zerstört, Netze unter dem Eise her und fängt sie damit auf. Allein man muß sie nicht lange ruhig darin lassen, weil sie mit ihren scharfen und langen Zähnen sich sonst leicht wieder daraus befreien.

Die Indier verhindern sorgfältig, daß ihre Hunde die Knochen der getödteten Biber benagen; und sie haben hiezu einen zweifachen Grund, wovon der eine vernünftig, der andere abergläubisch ist. Diese Knochen sind nämlich ungemein hart, und die Hunde würden daher leicht die Zähne daran verderben können. Aber außerdem besorgen die Indier, daß die Geister der Biber eine solche Mißhandlung ihrer ehemahligen Körper übel nehmen, und aus Rache ihnen die nächste Jagdzeit verderben dürften. Also bis auf die Biberseelen erstreckt sich der Aberglaube dieser geisterscheuen Leute.

Für die Felle dieser Thiere tauschen die Jäger von den Europäern die ihnen nothwendigen Waaren ein, weil sie von diesen höher geschätzt werden, als alles andere Amerikanische Rauchwerk. Meine jungen Leser wissen schon, daß man das Haar dieser Felle vornehmlich dazu gebraucht, die feinste Art von Hüten, oder die sogenannten Kastorhüte, auch andere feine Haararbeiten, als Strümpfe und Mützen, daraus zu verfertigen.

Das Fleisch der gefangenen Büffel, Elendthiere, Rehe u. s. w. fällt gewöhnlich dem ganzen Stamme, zu dem die Jäger gehören, anheim. Zum Biberfange hingegen vereinigen sich gemeiniglich nur etliche Fami-

lien, und was diese fangen, das behalten sie für sich. Man hört indeß in beiden Fällen niemahls, daß Neid oder Zänkereien darüber entständen. Glückliche Indier, bei welchen das Mein und Dein so selten bösartige Leidenschaften erweckt, und so selten eine Ursache zu gegenseitigen Feindschaften und Verfolgungen wird!

Bei den Nadowessiern gilt folgendes Jagdgesetz: wenn Jemand ein Stück Wild dergestalt anschießt, daß es noch eine Strecke fortläuft, ehe es hinfällt, so muß er es demjenigen überlassen, welcher nahe genug ist, um ein Messer dareinzustoßen, ehe Jener herbeikommt, wäre der Andere auch von einem fremden Stamme. Ungeachtet dies ungerecht zu sein scheint, so lassen sie es sich doch gefallen, weil es einmahl festgesetzt ist. Andere Indier haben dagegen die Gewohnheit unter sich eingeführt, daß Derjenige, der zuerst ein Stück Wild anschießt, auch allemahl den besten Theil davon erhält.

15.

Von der Art der Indier, Krieg zu führen.

Früh fangen die Indier an, die Waffen zu tragen, und erst im späten Alter hören sie auf, an den Kriegen ihrer Völkerschaft Theil zu nehmen. Ihre Verpflichtung dazu währt vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre. Nur bei einigen südlichern Völkerschaften sind sie schon mit dem funfzigsten Jahre davon freigesprochen.

Jeder Stamm hat eine Zahl auserlesener Leute, die vorzugsweise Krieger genannt werden. Diese müssen immer, so wie die Umstände es erfodern, bald zum Angriffe, bald zur Vertheidigung bereit sein. Die Lage ihres Landes bestimmt die Art ihrer Bewaffnung. Diejenigen nämlich, welche mit Europäern umgehen und

Handel treiben, haben Messer, Aexte und Flinten; diejenigen hingegen, welche in den entferntern Gegenden jenseits des Missisippi wohnen, und sich diese Waffen nicht anschaffen können, führen Bogen, Pfeile und Streitkolben oder sogenannte Kopfbrecher (*Casse-têtes.*)

Noch weiter gegen Westen hin, in denjenigen Ländern, welche bis an die Südsee grenzen, bedienen sich die Eingebornen einer sehr seltsamen Art von Waffen. Sie führen nämlich bloß einen mittelmäßig großen Stein bei sich, der an einer ungefähr fünf Fuß langen Schnur befestiget ist, und ihnen am rechten Arme hängt. So bewaffnet sitzen sie zu Pferde, als an welcher Thierart sie einen Ueberfluß haben. Den Stein selbst halten sie ganz bequem in der Hand, bis sie ihrem Feinde nahe genug gekommen sind. Dann wissen sie denselben in vollem Rennen so geschickt zu werfen, daß sie ihren Gegenstand selten verfehlen. Da das Land, welches diese Stämme bewohnen, aus weitläufigen Ebenen besteht, so kommen ihre Feinde selten daraus zurück, weil sie diese mit ihren schnelllaufenden Pferden leicht einholen können.

Die Nadowessier, die mit diesem Volke Krieg geführt hatten, erzählten mir, daß sie sich bloß durch Moräste und Gebüsche gegen sie hätten sichern können. Nur dann, wenn sie dieselben an solchen Plätzen, die für Pferde unwegsam waren, angriffen, konnten sie sich den Sieg versprechen.

Einige Völkerschaften bedienen sich zwar auch eines Wurfspießes, an dessen Ende ein spitziger Knochen befestiget ist, aber die gewöhnlichste Art der Waffen, und welche bei den meisten in Gebrauch ist, sind doch Bogen und Pfeile, nebst dem kurzen Streitkolben. Dieser

letzte wird aus einem sehr harten Holze gemacht, der Kopf daran hat die Gestalt einer Kugel von ungefähr viertehalb Zoll im Durchmesser, und an dieser Kugel ist eine Schneide, wie bei der Streitart, befestiget, welche aus Stahl oder Kieselstein gemacht ist.

Bei den Nadowessiern sah ich noch einige andere Arten von Waffen, nämlich einen Dolch und einen Schild, allein beide nur in geringerer Anzahl. Letzterer glich dem Schilde der Alten, und war von rohen Büffelhäuten verfertiget. Ersterer wurde ehemahls aus Knochen oder Kieselsteinen gemacht; allein seitdem sie mit Europäischen Kaufleuten handeln, so verfertigen sie ihn aus Stahl. Er ist ungefähr zehn Zoll lang, und nahe beim Handgriffe etwa drei Zoll breit. Seine Ecken sind sehr scharf, und gehen allmählig in eine Spitze über. Er wird in einer Scheide von Rehfellen, die mit Stacheln vom Stachelschweine geziert ist, getragen, und hängt gewöhnlich an einer auf die nämliche Art geschmückten Schnur, die nur bis auf die Brust herunter geht. Dieser Dolch wird indeß nur von einigen der vornehmsten Anführer getragen, und scheint bloß ein Unterscheidungszeichen zu sein.

Was die Ursachen betrifft, um welcher willen die Indier mit ihren Nachbaren Krieg zu führen pflegen, so sind sie, im Ganzen genommen, ungefähr von der nämlichen Beschaffenheit, als diejenigen, welche in Europa geführt werden; nur daß jene größtentheils vernünftiger und gerechter sind. Eroberungssucht verleitet sie selten, vielleicht niemahls, Krieg anzufangen. Ihre häufigen und blutigen Fehden entstehen vielmehr größtentheils daher, daß eine jede Völkerschaft ihre Jagdgerechtigkeiten innerhalb gewisser Grenzen behauptet, oder das Land, das sie einmahl durch den langen Besitz

als ihr Eigenthum ansieht, gegen alle Eingriffe sichern will. Jeder einzelne Indier, selbst der einfältigste unter ihnen, kennt die Rechte seines Volks auf das demselben zukommende Gebiet, und ist immer bereit, sich jeder Verletzung dieser Rechte zu widersetzen. So wenig das Herz dieser Leute an irgend einem Privateigenthume klebt, so eifersüchtig sind sie auf jede Verletzung der Rechte und Besitzungen ihrer Völkerschaft. Auch dadurch zeigt sich der ihnen eigenthümliche außerordentliche Gemeingeist.

Indeß muß man, eben nicht zu ihrem Lobe, gestehen, daß die Begierde nach Rache, und der Trieb, sich durch tapfere Thaten hervorzuthun — die beiden Hauptleidenschaften dieser Völker — bei weiten die gewöhnlichste Ursache zu ihren Kriegen sind. Sie lernen von früher Jugend an, daß man nach nichts mehr trachten müsse, als den Ruhm eines großen Kriegers zu erwerben, und daß es kein glänzenderes Verdienst gebe, als eine Menge Feinde zu erschlagen oder gefangen zu nehmen. Diese Nachbegierde wird ihnen gleichfalls mit der Muttermilch, und zwar als eine Tugend eingeflößt. Beide Triebfedern wirken daher sehr stark in ihnen, und reizen sie zu Krieg und Blutvergießen.

Die kriegerische Beredsamkeit ihrer Anführer trägt indeß nicht wenig dazu bei, sie, so oft diese wollen, zu bewegen, die Waffen zu ergreifen. »Die Knochen unserer erschlagenen Landsleute,« rufen ihnen diese zu, »liegen noch unbedeckt. Sie fodern uns auf, ihr erlittenes Unrecht zu rächen, und es ist unsre Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geister schreien gegen uns, und wir müssen sie besänftigen. Höhere Geister, die Wächter unserer Ehre, flößen uns den Entschluß ein, die Mörder unserer Brüder aufzusuchen. Auf! laßt uns gehen

und Diejenigen verschlingen, durch welche sie fielen! Sitzt nicht länger unthätig, folgt vielmehr dem Triebe eurer angebornen Tapferkeit, salbt euer Haar, bemahlt euer Antlitz, füllt eure Köcher, laßt die Wälder von eurem Gesange wiederhallen, tröstet die Geister der Erschlagenen, und gelobet ihnen Rache!« Durch solche Auffoderungen begeistert, ergreifen sie wüthend die Waffen, stimmen ihr Kriegslied an, und brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen.

Kleine kriegerische Streifereien werden oft von einzelnen Parteien, ohne vorhergegangene öffentliche Berathschlagung, unternommen. Ja zuweilen ist ein einziger Krieger, wenn Rache oder die Begierde, seine Tapferkeit zu zeigen, ihn treiben, im Stande, ganz allein etliche hundert Englische Meilen weit zu laufen, und zerstreute Feinde zu überfallen und zu ermorden. Das wird nun zwar von den ältesten und verständigsten Anführern nicht gebilliget, aber sie müssen doch dabei durch die Finger sehn, weil sie kein Recht haben, weder es zu verhindern, noch zu bestrafen.

So oft hingegen ein Krieg geführt werden soll, der das ganze Volk betrifft, so stellt man jedesmahl erst allgemeine und ernsthafte Berathschlagungen darüber an. Dann versammeln sich nicht bloß die Aeltesten und Häupter im Rathe, sondern auch die jungen Leute werden zugelassen. Hier wird dann Alles reiflich erwogen, und die ganze bevorstehende Unternehmung in sorgfältige Ueberlegung genommen.

Bei solchen Gelegenheiten werden auch die Priester, ja sogar auch die klügsten unter ihren Weibern um Rath gefragt. Wird die Unternehmung dann endlich beschlossen, so werden die Vorbereitungen dazu mit vielen Feierlichkeiten gemacht.

Ordentlicher Weise ist der Hauptkrieger eines Volks ihr persönlicher Anführer im Kriege; doch dies nicht immer. Zweilen überträgt er auch wol die Anführung einem Krieger, dessen Tapferkeit und Vorsicht man schon bei andern Gelegenheiten bewährt gefunden hat. Wer nun aber auch der Anführer ist, der wird über und über schwarz bestrichen, und ist verpflichtet, etliche Tage mit der größten Strenge zu fasten. Dabei muß er den großen Geist um seinen Beistand anflehen, und den Zorn der bösen Geister abzuwenden oder zu besänftigen suchen. So lange dieses Fasten dauert, darf er mit Keinem von seinem Stamme sprechen.

Es ist schon angemerkt worden, daß diese abergläubigen Leute bei solchen Gelegenheiten genau auf ihre Träume achten. Das muß nun besonders auch der Anführer während seiner Fasten thun, weil, ihrer kindischen Meinung nach, der glückliche Erfolg größtentheils davon abhangen soll. Diese Träume sind indeß fast immer vortheilhaft, weil der kühne und stolze Indier wachend nichts Anders denkt, als daß ein gewisser Sieg ihn überall begleiten werde.

Man sollte glauben, daß eine öftere Erfahrung von der Trüglichkeit solcher Träume diesen Leuten schon längst allen Glauben daran benommen haben müsste; aber nein! es geht ihnen hierin gerade so, wie dem einfältigen Pöbel unter uns, der bekanntlich von ebendieser Geistesschwäche eben so wenig geheilt werden kann, ungeachtet unter tausend Träumen, die er für bedeutend hält, kaum Einer durch bloßen Zufall sich bestätiget, indeß neun hundert neun und neunzig falsch befunden werden. Aber diese neun hundert und neun neunzig werden nicht geachtet; nur jener einzige, der zufälliger Weise mit nachherigen Begebenheiten einige Aehnlichkeit

hatte, wird gemerkt, behalten, verbreitet, und bei jeder Gelegenheit als ein Beweis für die eingebildete Gültigkeit der Träume angeführt. So bei uns, und so auch bei den Indiern!

Nach geendigter Fastenzeit versammelt der Anführer seine Krieger, und redet sie, mit dem obenbeschriebenen Gürtel Wampum in der Hand, folgendermaßen an:

»Brüder, ich rede jetzt auf Eingebung des großen Geistes mit euch. Durch ihn werde ich mein Vorhaben, das ich euch entdecken will, ausführen können. Das Blut unserer gefallenen Brüder ist noch nicht völlig vertrocknet; ihre Körper liegen noch unbedeckt, und mir liegt es jetzt ob, ihnen diese Pflicht zu erzeigen.«

Er macht ihnen hierauf die Beweggründe bekannt, die es nöthig machen, die Waffen gegen ein gewisses Volk zu ergreifen, und beschließt seine Rede ungefähr mit folgenden Worten:

»Ich bin daher entschlossen, den Kriegsweg zu gehn, und sie zu überfallen. Wir wollen ihr Fleisch essen und ihr Blut trinken; wir wollen Häute von Erschlagenen und Gefangenen zurückbringen; und sollten wir bei diesem glorreichen Unternehmen umkommen, so werden wir nicht immer im Staube verborgen liegen. Dieser Gürtel soll die Belohnung Dessen sein, der die Todten begraben wird.«

Mit diesen Worten legt er den Gürtel auf die Erde, und der Krieger, der ihn aufnimmt, erklärt sich dadurch zu seinem Gehülfen, und wird von Stund an als der zweite Anführer angesehen. Es versteht sich indeß, daß Keiner, als ein angesehener Krieger, der sich durch die Menge erlegter Feinde schon ein Recht zu dieser Stelle erworben hat, den Gürtel aufnehmen darf.

Wenn der Anführer sagt, daß sie das Fleisch ihrer

Feinde essen und ihr Blut trinken wollen, so muß man das nicht buchstäblich verstehen. Es ist dies nur ein figürlicher Ausdruck, der weiter nichts sagen will, als daß sie sich an ihren Feinden rächen, und ihre Augen an dem Blute derselben laben wollen. Indessen ist doch so viel wahr, daß sie zuweilen, um groß zu thun, oder ihre Rachbegierde auf eine recht auffallende Weise zu befriedigen, das Herz ihres erschlagenen Feindes wirklich zu fressen und von dem Blute desselben zu trinken pflegen. Aber laßt uns unsre Augen von einem so scheußlichen und unnatürlichen Schauspiele so geschwind als möglich wieder wegkehren, und die ferneren Vorbereitungen zu ihren Kriegen hören.

Wenn die jetztbeschriebene Feierlichkeit geendiget ist, so wird dem Anführer die schwarze Farbe wieder abgewaschen. Man besalbt ihn dafür mit Bärenfett, und bemahlt ihn hierauf roth, und zwar mit solchen Figuren, welche, ihrer Meinung nach, dem Feinde das meiste Schrecken einflößen können. Dann besingt er in einem Kriegsliede seine Heldenthaten, und betet darauf mit allen Kriegern zum großen Geiste, wobei Jeder seine Augen gegen die Sonne richtet.

Und nun folgen die obenbeschriebenen Tänze. Den Beschluß macht ein Gastmahl, das gewöhnlich aus Hundefleisch besteht. Jeder Krieger, der den Anführer auf dem bevorstehenden Zuge begleiten will, erhält seinen Theil davon; er selbst aber bleibt, des vorhergegangenen langen Fastens ungeachtet, so lange als das Fest währt, ruhig mit der Pfeife im Munde sitzen, und erzählt die tapfern Thaten seiner Familie.

Unterdeß verfertigen die Priester, die zugleich ihre Aerzte sind, allerhand heilende Arzeneien für Diejenigen, welche Wunden bekommen werden. Sie sammeln dazu,

unter vielen Feierlichkeiten, eine Menge Kräuter und Wurzeln, und behaupten, daß sie die heilenden Kräfte derselben durch ihre Gaukeleien vermehren können. So viel ist gewiß, daß diese Priester die arzeneilichen Eigenschaften vieler Kräuter kennen, und daß das nicht wenig dazu beiträgt, sie in den Augen des Volks ehrwürdig und wichtig zu machen.

Als vor einiger Zeit ein Deutscher Schriftsteller*) in gutgemeinter Absicht unsern vaterländischen Landgeistlichen rieth, daß auch sie in ihren Nebenstunden sich ein wenig auf die Heilkunde legen möchten, so sagten die Leute, der Mann gehe damit um, den ehrwürdigen Stand der Geistlichen herabzuwürdigen, und die Religion umzustoßen. So verschieden wird eine und ebendieselbe Sache in verschiedenen Weltgegenden angesehn! —

Während der ganzen Zeit, die zwischen dem Tage, da der Krieg beschlossen wurde, bis zum Abzuge der Krieger verfließt, werden die Nächte mit Lustbarkeiten, die Tage mit nothwendigen Zurüstungen hingebracht.

Zuweilen wird für gut befunden, eine benachbarte Völkerschaft um ihren Beistand zu ersuchen. In diesem Falle wird einer von den Anführern, der die Sprache des andern Volks versteht und dabei ein guter Redner ist, erwählt, und mit einem Wampumgürtel, nebst einer rothbemahlten Axt, dahin geschickt. Auf dem Gürtel ist die Absicht seiner Sendung durch Figuren ausgedruckt, die jedem Indier verständlich sind.

Sobald dieser den Wohnort des Volks erreicht, so beruft der dortige Anführer alsobald einen Rath zusammen, vor welchem der Gesandte erscheinen muß. Hier wirft er die Axt auf den Boden, und erklärt, mit dem

*) Der Herausgeber dieser Reisen.

Gürtel in der Hand, wozu man ihn abgeschickt habe. Er überreicht dabei den Wampumgürtel, und bittet sie, die Axt von der Erde aufzunehmen.

Ist man nun geneigt, den Antrag zu genehmigen, so tritt einer von den Anführern hervor, und nimmt die Axt auf. Dann kann die hülfesuchende Völkerschaft versichert sein, daß man sich ihrer treulich annehmen werde. Wird aber weder die Axt noch der Gürtel angenommen, so schließt der Abgesandte hieraus, daß man sich schon mit den Feinden seines Volks verbunden habe, und eilt, so sehr er kann, um die unangenehme Nachricht hievon zurückzubringen.

Jetzt muß ich meinen jungen Lesern auch die Art erzählen, wie die Indier bei ihrer Kriegserklärung zu verfahren pflegen.

Diese besteht darin, daß sie eine am Stiele rothbemahlte Axt durch einen Sklaven überschicken. Dieser Auftrag ist gefährlich, denn oft muß der Bote, indem er sich desselben entlediget, mit seinem Leben dafür büßen. Nichtsdestoweniger wird er immer treulich ausgerichtet.

Oft erregt dies Herausfoderungszeichen bei dem Volke, dem es zugesandt wird, eine solche Wut, daß sogleich ein kleiner Trupp von demselben davon rennt, ohne erst die Erlaubniß der Aeltern abzuwarten, um den ersten den besten von der angreifenden Völkerschaft, der ihnen aufstößt, auf die grausamste Weise umzubringen. Sie hauen nämlich einem solchen unglücklichen Opfer ihrer Wut den Leib auf, und stecken eben eine solche Axt, als ihnen überschickt wurde, auch wol einen Spieß oder einen Pfeil, dessen Ende roth bemahlt ist, in das Herz desselben. Dann verstümmeln sie seinen Körper an verschiedenen Theilen, wodurch sie ihrem Feinde zu

erkennen geben wollen, daß man sie nicht für Männer, sondern für schwache und wehrlose alte Weiber halte.

Selten ziehen die Indier in großen Haufen zu Felde; denn da müßten sie auch Anstalten für ihren Unterhalt auf den langen Märschen durch öde Wälder, oder über Moräste und Seen treffen, und das würde ihnen mehr Mühe machen, als sie sich geben mögen. So aber nehmen sie weder Gepäck, noch Lebensmittel mit. Jeder Krieger trägt, außer seinen Waffen, bloß eine Matte, und verläßt sich darauf, daß er auf dem Marsche Wild oder Fische zu seinem Unterhalte finden werde.

So lange sie dem Feinde noch nicht sehr nahe zu sein glauben, sind sie wenig auf ihrer Hut. Sie zerstreuen sich vielmehr in die Wälder, um der Jagd obzuliegen, und zuweilen bleiben kaum zwölf Krieger zusammen. Aber wenn sie auch noch so weit sich vom Kriegswege entfernen, so kann man doch vollkommen sicher sein, daß sie sich zur bestimmten Zeit wieder auf dem Sammelplatze einfinden werden.

Die hohe Meinung, die sie von sich selbst haben, macht, daß sie sich wenig Mühe geben, sich vor Ueberfällen in Sicherheit zu stellen. Sie schlagen daher ihre Zelte lange vor Sonnenuntergang auf, so daß der Feind, wenn er will, den Ort ihres nächtlichen Aufenthalts bemerken kann. Dann legen sie sich, ohne Posten auszustellen, ruhig schlafen, und verlassen sich auf den Schutz ihrer Hausgötter — der obenbeschriebenen Otter- oder Marderfelle — die sie immer mit sich führen, und von welchen sie, trotz ihrer öftern Erfahrung vom Gegentheil, fest versichert sind, daß sie Schildwachenstelle für sie vertreten. Diese Felle werden bei einigen Völkerschaften M a n i t u s, bei andern W ä k o n, d. i. G e i-

ster, genannt, und sie stehen bei ihnen in ausnehmlicher Achtung.

Diese ihre Unvorsichtigkeit hört indeß auf, sobald sie sich innerhalb der feindlichen Grenzen befinden. Dann werden sie auf einmahl äußerst behutsam. Sie zünden weiter kein Feuer an, man hört sie nicht mehr schreien, und sie gehen nun nicht mehr auf die Jagd. Ja sie erlauben sich nicht einmahl mehr mit einander zu sprechen, sondern theilen sich ihre Gedanken durch Zeichen und Geberden mit.

Von offenbaren Angriffen halten sie nichts; denn sie glauben, daß sie davon wenig Ehre haben würden. Destomehr legen sie sich auf Kriegslisten und plötzliche Ueberfälle, als welche sie für ungleich rühmlicher halten. Selten greifen sie an, wenn nicht der Vortheil ganz offenbar auf ihrer Seite ist. Finden sie daher den Feind auf seiner Hut, oder zu gut gedeckt, oder zu zahlreich, so ziehen sie, wenns ihnen immer möglich ist, sich alsobald zurück. Die vorzüglichste Eigenschaft eines Hauptkriegers besteht bei ihnen darin, daß er einen Angriff gehörig zu ordnen, und viele Feinde mit geringem Verluste zu erlegen weiß.

Ihre Angriffe thun sie gewöhnlich kurz vor Tagesanbruch, weil sie alsdann ihre Feinde im tiefsten Schlafe zu finden hoffen. Die ganze vorhergehende Nacht liegen sie platt auf der Erde, und nähern sich, auf Händen und Füßen kriechend, bis auf einen Bogenschuß dem feindlichen Lager. Jetzt springen sie, auf ein von dem Hauptkrieger gegebenes Zeichen, Alle auf, schießen ihre Bogen ab, und stürzen, ohne ihren Gegnern Zeit zu lassen, sich von ihrer Verwirrung zu erholen, mit ihren Aexten und Streitkolben über sie her.

Zuweilen verbergen sie sich hinter Bäumen, Hügeln

geln, oder Felsen, thun alsdann etliche Schüsse, und ziehn sich unentdeckt wieder zurück. Diejenigen Europäer, welche diese Indische Art zu fechten noch nicht kannten, haben oft die schrecklichsten Wirkungen davon erfahren.

Wenn die Indier in ihrem Ueberfalle glücklich sind, so läßt sich der fürchterliche Auftritt, den ihre Wut erregt, kaum beschreiben. Die Grausamkeit der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten, die sehr gut wissen, was für ein Schicksal ihnen bevorsteht, wenn sie gefangen werden, machen, daß Beide ihre äußersten Kräfte anstrengen. Der Anblick der Streitenden, die Alle roth und schwarz gemahlt, und mit dem Blute der Erschlagenen besudelt sind, das fürchterliche Geheul und ihre grenzenlose Wut übersteigen alle Begriffe eines Europäers.

Ich bin oft ein Zuschauer davon gewesen; einmahl nahm ich sogar selbst auf eine sehr traurige Weise Antheil daran, und mein gänzliches Unvermögen, Widerstand zu leisten, machte den Auftritt noch schrecklicher für mich. Noch schwebt mir jeder Umstand davon im Gedächtnisse, und eine Erzählung davon wird die viehische Wut der Indier in ein eben so helles als schreckliches Licht stellen.

16.

Ein Beispiel von Indischer Grausamkeit.

Als General Webb, der 1757 das Englische Heer in Nordamerika anführte, bei dem Fort Edward sein Lager hatte, so lief die Nachricht ein, daß die Französischen Truppen unter dem General Montcalm gegen das Fort William Henry anrückten. Auf diese

Nachricht schickte er einen Abtrab (Détachement) von 1500 Mann, die theils aus Engländern, theils aus Inländern oder Amerikanischen Landtruppen bestanden, zur Verstärkung der Besatzung ab. Ich selbst befand mich mit dabei, und zwar als Freiwilliger bei den Inländern.

Diese Vorsorge des Englischen Befehlshabers war nicht vergeblich; denn nicht lange nach unserer Ankunft sahen wir den Georgensee, woran das Fort liegt, mit einer unzähligen Menge von Böten bedeckt. Einige Stunden danach wurden wir wirklich angegriffen, und unser Feind bestand aus 11000 Franzosen und 2000 Indiern. Wir selbst waren nur 2300 Mann stark, und der tapfre Oberste Monro war unser Befehlshaber.

Dieser vertheidigte sich mit großer Entschlossenheit. So oft der Französische General ihn auffodern ließ, gab er jedesmahl zur Antwort: »er sehe sich noch recht gut im Stande, ihm zu widerstehen, und könne, sobald er es bedürfe, Verstärkung von der Englischen Armee erhalten.

Dies Letzte war indeß ohne Grund. Denn General Webb, den er wirklich um Hülfe ersuchen ließ, schrieb ihm zurück, daß er das Fort unter guten Bedingungen nur immer übergeben möge, weil es nicht in seinem Vermögen stehe, ihm Beistand zu leisten. Unglücklicher Weise war dieser Brief dem Französischen General in die Hände gerathen. Dieser ließ hierauf den Englischen Befehlshaber sogleich um eine persönliche Zusammenkunft ersuchen; und diese wurde bewilliget. Beide Befehlshaber kamen hierauf, von einer kleinen Wache begleitet, mitten zwischen den Verschanzungen zusammen, und General Montcalm verlangte, daß das Fort, als dem Könige, seinem Herrn, zugehörig, ihm übergeben

werde. Der Oberste Monro erwiederte, daß er nicht wisse, worin das angebliche Recht des Königs von Frankreich auf diesen Platz bestehe, und daß er sich ferner tapfer zu vertheidigen gedenke.

Der Französische Befehlshaber zog hierauf den aufgefangenen Brief des Generals Webb hervor, und sagte: »Hier ist die Vollmacht, die mich berechtiget, das Fort in Besitz zu nehmen!« Der Oberste las, erstaunte, und sah sich nunmehr gezwungen, sich in Unterhandlungen einzulassen.

Das Fort wurde übergeben, und der Besatzung, ihrer bewiesenen Tapferkeit wegen, verwilliget, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen abzuziehen. Man versprach ihr überdas bedeckte Wagen, zur Abführung ihres Gepäcks, und eine Wache, die sie gegen die Wut der Wilden schützen sollte. Aber dieser Vertrag blieb schändlicher Weise unerfüllt.

Unser kleines Heer, welches jetzt auf 2000 Mann (Weiber und Kinder ungerechnet) zusammengeschmolzen war, mußte sich am folgenden Morgen innerhalb der Festungswerke stellen, und war eben in Begriff abzuziehen, als eine große Menge Indier sich um uns her versammelte und zu plündern anfing. Wir ließen dies geschehen, theils weil wir es nicht hindern konnten, und theils weil wir hofften, daß sie sich damit begnügen würden. Man hatte uns nämlich zwar die Gewehre, aber nicht eine einzige Schußrolle oder Patrone gelassen.

Aber bei dem bloßen Plündern blieb es nicht. Denn bald darauf fielen die wütenden Indier unsere Kranken und Verwundeten an. Diejenigen davon, welche noch kriechen konnten, suchten sich zwischen unsere Glie-

der zu retten: die übrigen Alle wurden, ihres Schreiens und Jammerns ungeachtet, erbärmlich niedergemacht.

Unsere kleine Armee fing jetzt an, sich in Bewegung zu setzen und vorzurücken; allein nicht lange, so sahen wir, daß unser Vortrab zurückgetrieben wurde; wir selbst wurden von den Wilden ganz umringt. Sehnsuchtsvoll blickten wir nach der Wache aus, welche die Franzosen uns versprochen hatten; aber diese blieb leider! aus. Die Indier wurden mit jedem Augenblicke frecher und wüthender, und jetzt fingen sie an, uns die Waffen und Kleider abzureißen, und schlugen Jeden, der sich ihnen widersetzen wollte, mit der Streitart nieder.

Ich war im Vortrabe, und nahm an dem Schicksale meiner Gefährten Theil. Einige Wilde packten mich wüthend an, und rissen mir meine Kleidungsstücke, meine Schnallen und mein Geld weg. Ich erblickte in diesem Augenblicke eine Französische Schildwache, welche nahe bei mir stand, und lief zu ihr hin, um Schutz bei ihr zu suchen; aber der Kerl schalt mich einen Englischen Hund, und stieß mich wieder mitten unter die Wilden zurück.

Ich bemühete mich jetzt, einen Trupp von unsern Leuten zu erreichen, der sich in einiger Entfernung gesammelt hatte; aber man schlug von allen Seiten her so gewaltig auf mich los, daß ich gewiß hätte erliegen müssen, wenn die Indier nicht so gedrängt gestanden hätten, daß sie dadurch gehindert wurden, ihre Hiebe gehörig zu vollführen. Einer verwundete mich indeß mit einem Spieße in der Seite, und ein Anderer versetzte mir eine Spießwunde am Knöchel. Dennoch erreichte ich glücklich den Fleck, wo meine Landsleute standen, und drängte mich mitten unter sie. Ich hatte unterdeß

nicht bloß alle meine Kleidungsstücke verloren, sondern man hatte mir auch mein Hemd so zerrissen, daß nichts als der Kragen und die Vordertheile der Aermel davon noch übrig waren. Außerdem trug ich überall sichtbare Spuren von wüthenden Handgriffen der Wilden.

Ich glaubte jetzt der größten Gefahr entronnen zu seyn; aber in diesem Augenblicke erhoben die Indier ihr fürchterliches Kriegsgeschrei, und fingen sogleich an, Alle, die ihnen nahe waren, ohne Unterschied zu ermorden. Es ist mir unmöglich, das Schreckliche dieses Auftritts mit Worten auszudrucken. Männer, Weiber und Kinder wurden auf die grausamste Weise ermordet und auf der Stelle geschunden. Viele der wilden Unmenschen tranken das Blut ihrer Schlachtopfer, so wie es warm aus ihren Wunden floß! —

Und das Alles sahen unsere christlichen Landsleute, die Franzosen, so mit an, ohne im mindesten daran zu denken, ihr Versprechen gegen uns in Erfüllung zu bringen! Mit Empfindungen, die sich nicht ausdrucken lassen, sah ich die Französischen Offiziere deutlich in einiger Entfernung umherschlendern, und bei dem Jammergeschrei der Unsrigen ganz gleichgültig mit einander reden. Schande über diese christlichen Ungeheuer! Zwar will ich zur Ehre der Menschheit mich gern überreden, daß diese schändliche Verletzung des Völker- und Menschenrechts mehr durch die unbändige Grausamkeit der Indier, als durch die Treulosigkeit des Französischen Befehlshabers veranlaßt wurde; allein man sollte doch glauben, daß 10,000 Mann Europäischer Truppen 2000 Indiern leicht hätten Einhalt thun können, wenn sie nur gewollt hätten.

Das Blutbad wurde nunmehr immer größer. Der Kreis, in dem ich mich befand, hatte schon sehr abge-

nommen, weil Einer nach dem Andern daraus niedergeschlagen wurde. Einige der Entschlossensten unter uns schlugen daher vor, alle unsere Kräfte zusammenzuraffen, um durch die Wilden durchzubrechen. So verzweifelt dies Mittel auch zu sein schien, so ergriffen wir es doch, als das einzige, welches uns zu unserer Rettung nun noch übrig war.

Es stürzten sich daher ungefähr 20 von uns mitten unter die Indier; aber es währte kaum einen Augenblick, so waren wir schon von einander getrennt. Der Eine suchte sich hier, der Andere dort einen Weg zu bahnen; der Eine fiel, der Andere wurde gepackt. Nur 7 von uns hatten, wie ich in der Folge erfuhr, das Glück, sich durchzuschlagen.

Wenn ich jetzt noch an die Art, wie ich mich zu retten suchte, zurückdenke, so kommt mir meine Erhaltung als ein Wunder vor, und ich begreife kaum, wie sie bewerkstelliget werden konnte. Was ich mich davon erinnere, ist dieses. Ich stieß Einige nieder, Andern entging ich durch meine Geschwindigkeit. Endlich aber packten mich zwei starke Anführer, die, wie ich an ihrer Bekleidung sehen konnte, zu den wildesten Stämmen gehörten, bei den Armen, und schleppten mich fort.

Jetzt hielt ich mich für verloren; allein sie hatten mich kaum einige Schritte weit fortgezogen, als ein Engländer, vielleicht von Stande, wie aus seinen rothen sammtnen Beinkleidern, der einzigen ihm noch übrigen Bedeckung, zu schließen war, dicht bei uns vorbeistürzte. Augenblicklich ließ einer der beiden Indier mich wieder fahren, um Jenen zu haschen. Er ergriff ihn auch, allein der Engländer war ihm überlegen, und warf ihn zu Boden. Dieser würde nun vermuthlich glücklich ent-

kommen sein, wenn nicht der andere Indier, der mich bis dahin gehalten hatte, seinem Gefährten zu Hülfe gesprungen wäre. Ich machte mir diesen Augenblick zu Nutze, und lief nach einem noch ungetrennten Haufen von Engländern hin, den ich in einiger Entfernung vor mir sah. Ich warf im Laufen einen mitleidigen Blick auf den Engländer, dem ich meine Rettung zu danken hatte, und sah mit Grausen und Bejammern, daß der zweite Indier ihn von hinten zu mit seiner Streitart niederhieb.

Kaum war ich einige Schritte weiter gekommen, so lief ein kleiner niedlicher Knabe auf mich zu, und flehete, daß ich ihn anfassen und mit mir fortziehen möchte. Ich wollte, aber ich konnte ihn nicht retten. Er wurde bald, ohne daß ich es hindern konnte, von mir gerissen und, aus seinem Schreien zu urtheilen, ermordet. Das Schicksal dieses armen Kindes verursachte mir unaussprechlichen Schmerz.

Jetzt befand ich mich wieder unter Freunden, allein wir waren nicht im Stande, einander zu schützen. Jeder suchte für sich dem Verderben zu entrinnen, so gut er konnte. Was mich betrifft, so setzte ich meine letzte Hoffnung auf einen nahe vor uns liegenden Wald, den ich zu erreichen suchte. Ich erreichte ihn glücklich, allein ich war nun auch so ganz außer Athem und abgemattet, daß ich mich halb todt unter einen Busch auf die Erde warf.

Auch hier verfolgte mich das Schrecken des Todes. Es liefen nämlich ein paar Wilde bei mir vorbei, welche vermuthlich mich entwischen sahn, und mich wieder einholen wollten. Ich war jetzt zweifelhaft, ob es sicherer wäre, mich hier zu verbergen, bis die Nacht einbräche, oder tiefer ins Gehölz zu flüchten. Aus Furcht, daß

die Indier zurückkommen, und mich finden möchten, wählte ich das Letzte, und eilte so schnell davon, als die Dornsträuche und der Verlust eines meiner Schuhe mir nur erlauben wollten. Nach einigen Stunden erreichte ich einen Berg, von dem ich den schrecklichen Schauplatz übersehen, und ganz deutlich wahrnehmen konnte, daß das Blutvergießen noch immer fortwährte.

Um meine Leser nicht zu ermüden, will ich nur noch hinzusetzen, daß ich drei Tage und drei Nächte ohne Speise und Schlaf umherirrte, bis ich endlich so glücklich war, das Englische Lager bei Fort Edward zu erreichen, wo ich durch gehörige Verpflegung bald wieder zu meiner vorigen Stärke und Munterkeit gelangte.

Man rechnet, daß die Wilden an diesem traurigen Tage 1500 Personen theils umbrachten, theils gefangen wegschleppten. Von den Letztern fanden nachher nur Wenige den Rückweg in ihr Vaterland, nachdem sie eine lange und höchst traurige Gefangenschaft ausgestanden hatten.

Um den Vorwurf, den diese schreckliche Geschichte auf das Französische Volk bringen könnte, der Gerechtigkeit gemäß, zu mildern, füge ich noch hinzu, daß ich in der Folge durch viele Beweise überzeugt wurde, daß die Grausamkeit und Treulosigkeit des Generals Montcalm von seinen Landsleuten durchgängig gemißbilliget wurde. Ein Kanadischer Kaufmann z. B. wollte auf die erste Nachricht von der Eroberung des Forts William Henry ein großes Freudenfest anstellen; aber kaum hatte er von dem dabei vorgefallenen unmenschlichen Blutbade gehört, als er Alles sogleich wieder abbestellte, und seinen Unwillen über das Verfahren des Generals laut zu erkennen gab.

Genug von einer Geschichte, die ich aus den Jahrbüchern der Menschheit für immer auszulöschen wünschte. Ich hatte meinen Lesern ein Beispiel von der grausamen Wuth der Indier gegen ihre Feinde versprochen, und ich denke, ich habe nur zu gut Wort gehalten. Ich hielt es aber für nützlich, dieses schreckliche Beispiel auszuheben, um den jungen Leser nicht durch das sonstige Gute, welches ich von diesen ungebildeten Menschen erzählt habe, zu dem unreifen Gedanken zu verleiten, daß der rohe und ungesittete Mensch besser sei, als der ausgebildete und gesittete. Alles wohl erwogen, haben wir die größte Ursache von der Welt, mit unserm Schicksale, in Europa und unter gesitteten Menschen zu leben, höchst zufrieden zu sein, und Gott dafür zu danken. Ich hoffe, diese wahre und zu unserer Zufriedenheit nöthige Empfindung in den Gemüthern meiner jungen Leser durch obige Erzählung sattsam erweckt zu haben. Also genug davon!

17.

Fortsetzung von der Art der Indier, Krieg zu führen.

Ich habe schon oben angeführt, daß die Indier gewöhnlich nicht viel Sorgfalt darauf verwenden, sich vor Ueberfällen zu sichern, aber daß sie desto unerschöpflicher an List und Verschlagenheit sind, wenn es darauf ankommt, selbst einen Ueberfall zu bewerkstelligen. Dabei kommt ihre angeborne Fähigkeit, die Spur ihrer Feinde, selbst da, wo sie einem Europäischen Auge gar nicht weiter sichtbar ist, mit Sicherheit zu verfolgen, ihnen außerordentlich zu Statten. Auf dem kürzesten Grase, auf dem härtesten Boden, ja sogar auf Steinen können sie die Fußstapfen nicht bloß erkennen, sondern

auch daraus bestimmen, ob eine Frau oder ein Mann sie eingedruckt habe, ja sogar — so unglaublich dies auch immer klingen mag — zu welcher Völkerschaft Derjenige gehöre, von dem sie herrühren. Ich würde diese Versicherung für eben so übertrieben halten, als sie meinen Lesern vorkommen muß, wenn ich nicht selbst so viele Proben davon gesehen hätte, daß ich die Wahrheit der Sache gar nicht weiter bezweifeln kann.

Während eines Gefechts schlagen sie ohne Gnade und Barmherzigkeit Alles todt, was ihnen vorkommt. Sobald sie aber ihres Sieges gewiß sind, schaffen sie nur alle Diejenigen aus dem Wege, deren Fortbringung ihnen zu viel Mühe machen würde, und dann erst suchen sie so viele Gefangene zu machen, als sie können.

Den Todten sowohl, als auch den schwer Verwundeten, ziehen sie mit einer barbarischen Geschicklichkeit in einem Nu die Haut vom Kopfe. Dies beschaffen sie auf folgende Weise. Sie wickeln das Haar des unglücklichen Schlachtopfers um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die dadurch ausgespannte Haut mit ihrem Schindemesser, welches sie immer dazu gut geschärft halten, in etlichen Schnitten herunter. Die ganze gräßliche Verrichtung dauert kaum eine Minute. Diese abgezogenen Häute sind ihre Siegeszeichen, und sie heben dieselben, als Beweise ihrer Tapferkeit und ausgeübter Rache, sorgfältig auf.

Packen zwei Indier einen Gefangenen zugleich an, und können sie nicht sogleich eins darüber werden, wem von Beiden er eigentlich gehören solle, so kommen sie dem Streite, der darüber entstehen könnte, dadurch zuvor, daß sie den unglücklichen Zankapfel mit der Art oder dem Streitkolben alsobald aus dem Wege räumen.

Sobald sie einen Sieg erfochten, und so vielen

Schaden gestiftet haben, als ihnen möglich war, ziehen sie sich, aus Besorgniß, die Früchte des Sieges wieder einzubüßen, auf das eilfertigste nach ihrem Lande zurück.

Merken sie aber auf ihrem Rückzuge, daß ihnen nachgesetzt wird, so suchen sie zuvörderst ihren Verfolgern durch allerhand Kunststücke zu entgehen. Sie streuen Sand oder Blätter über ihre Fußstapfen, treten Einer in des Andern Spur, um ihre Anzahl zu verbergen, oder treten so leise zu, daß man gar keinen Eindruck davon bemerken kann. Will dies Alles nicht helfen, und gerathen sie dennoch in Gefahr, eingeholt zu werden, so bringen sie ihre Gefangenen um, ziehen ihnen die Kopfhaut ab, und sprengen hierauf aus einander, um ihr Land auf diese Weise desto leichter wieder zu erreichen.

Ihre eigenen Verwundeten schleppen sie auf Bahren fort, oder ziehen sie auf Schlitten hinter sich her, wenn es gerade im Winter ist.

Die Bahren sind nur ganz grob aus Aesten und Zweigen zusammengesetzt. Ihre Schlitten bestehn aus zwei dünnen Brettern, die zusammen ungefähr 2 Fuß breit und 6 Fuß lang sind. Sie stehen vorn etwas in die Höhe, und sind auf den Seiten mit kleinen Leisten beschlagen. Auf diesen schlechtgemachten Schlitten ziehen sie große Lasten mit einem Riemen fort, der ihnen um die Brust geht. Dieser Zugriemen heißt Metump, und ist sehr künstlich gearbeitet.

Die Gefangenen bewachen sie auf dem Marsche mit äußerster Sorgfalt. So lange die Reise zu Lande geht, werden sie von ihren Ueberwindern festgehalten; schifft man sich ein, so werden sie in dem Fahrzeuge angebunden. Zur Nachtzeit hingegen werden sie nackt auf die Erde gelegt, und mit den Armen, den Beinen

und dem Halse an Haken gebunden. Außerdem bindet man ihnen Seile um die Arme oder Füße, die ein Indier hält, und daher gleich aufwachen muß, wenn sie sich bewegen.

Dieser außerordentlichen Sorgfalt ungeachtet fand doch eine Frau aus Neu-England fast ganz allein Mittel, sich aus den Händen eines ganzen Haufens von Kriegern, der sie wegführte, zu erlösen, und ihr Vaterland zu rächen. Diese Heldin hieß Rowe, und ihre Geschichte verdient, als ein Beispiel von weiblicher Entschlossenheit, aufbewahrt zu werden.

Man hatte sie, nebst ihrem unerwachsenen Sohne, schon zwei Tagereisen fortgeführt, und legte sich, als die Nacht wieder einbrach, zum zweiten Mahle schlafen. Sie selbst wurde auf die eben beschriebene Weise festgebunden, ihren Sohn hingegen, von dem man sich, seines Alters wegen, nichts Böses versah, hatte man freigelassen. Als nun der ganze Haufe in den tiefsten Schlaf gesunken war, bemühete sie sich, ihrer Bande los zu werden. Dies gelang. Sie legte hierauf alle Waffen der Indier bei Seite, gab ihrem Sohne eine Axt, und befahl ihm mit leiser Stimme, ihrem Beispiele zu folgen. Sie schlug hierauf mit einer zweiten Axt verschiedene Indier nach einander todt, und ihr Sohn wollte ein Gleiches thun. Allein die Schwäche und Unentschlossenheit desselben hätte bald ihr ganzes Unternehmen vereitelt, denn er gab einem Indier einen so leichten Schlag, daß er bloß davon erwachte. Sie kam indeß alsobald zu Hülfe, und schlug ihn nieder, bevor er seine Waffen finden konnte. Auf diese Art brachte sie nach und nach Alle mit einander um, bis auf ein Indisches Weib, welches früh genug erwachte, um ihr entwischen zu können.

Die Heldinn zog hierauf den Erschlagenen die Kopfhaut ab, und brachte sie, nebst den Kopfhäuten ihrer von den Indiern getödteten Landsleute triumphend nach ihrem Wohnplatze zurück.

Auf dem Marsche werden die armen Gefangenen von ihren Ueberwindern gezwungen, den Todtengesang zu singen. Dieser hat gewöhnlich folgenden Inhalt:

»Ich gehe zum Tode; ich werde viel leiden müssen; aber ich will die größten Qualen, die meine Feinde mir anthun können, mit Standhaftigkeit ertragen. Ich will wie ein tapfrer Mann sterben, und zu den Helden gehn, die auf ähnliche Weise starben.«

Dieser Gesang wird von Zeit zu Zeit wiederholt, bis sie das bestimmte Dorf oder Lager erreichen.

Wenn die Krieger so nahe gekommen sind, daß man sie hören kann, so schreien sie zu verschiedenen Mahlen, um ihren Freunden den Erfolg ihres Zuges überhaupt kund zu thun. Ihr wiederholtes Todtengeschrei zeigt an, wie viel sie von ihren eigenen Leuten verloren haben, und ihr Kriegsgeschrei bezeichnet die Menge ihrer Gefangenen.

Das Todtengeschrei klingt ungefähr, wie hu, hu, hup, und wird in einem kreischenden Tone so lange ausgehalten, als sie, ohne von neuen Athem zu holen, es ertragen können, und dann auf einmahl mit einer plötzlichen Erhebung der Stimme abgebrochen. Das Kriegsgeschrei ist diesem ähnlich, aber lauter, und wird dadurch, daß sie die Hand vor den Mund halten, etwas abgeändert. Beide kann man in einer beträchtlichen Entfernung hören.

So lange dies Geschrei währt, bleiben Alle, die dadurch benachrichtigt werden sollen, voller Aufmerksamkeit stehn. Ist es geendiget, so läuft Alles aus dem

Dorfe, um die einzelnen Umstände der Begebenheit zu erfahren, und je nachdem die Nachricht freudig oder traurig ist, wird durch ein wiederholtes Freuden- oder Trauergeschrei darauf geantwortet.

Jetzt eröffnet sich ein unbarmherziges Schauspiel. Weiber und Kinder stellen sich, mit Knüppeln bewaffnet, in zwei Reihen, und die armen Gefangenen müssen dazwischen hingehn. Sie schlagen dann auf diese Elenden so unbarmherzig los, daß sie kaum noch einige Spuren vom Leben übrig behalten. Nicht aus Schonung, sondern aus unmenschlicher Grausamkeit nehmen sie sich dabei wohl in Acht, ihnen völlig tödtliche Schläge zu geben, weil sie sonst das teuflische Vergnügen einbüßen würden, sie noch grausamer zu quälen.

Nach diesem liebreichen Empfange werden den Gefangenen Hände und Füße gebunden, und die Anführer halten einen Rath, worin ihr Schicksal entschieden wird. Diejenigen, welche durch die gewöhnlichen Qualen sterben sollen, werden dem Hauptkrieger, die Andern hingegen, welchen man das Leben schenken will, dem Oberhaupte der Völkerschaft übergeben. Schon hiedurch erfahren die Gefangenen ihr unvermeidliches Schicksal, weil sie wissen, daß der Urtheilsspruch allemahl unwiderruflich ist. Das Erste nennen sie, dem Hause des Todes, das Andere, dem Hause der Gnade zugeführt werden.

Gefangene, die schon etwas bei Jahren sind, und sich durch ihre kriegerischen Thaten berühmt gemacht haben, erhalten niemals Gnade. Sie büßen vielmehr für das von ihnen vergossene Blut immer durchs Feuer. Ob aber Jemand Thaten verrichtet habe, welche diese Todesart nach sich ziehn, das kann man, ohne ihn zu kennen, an gewissen blauen Zeichen sehn, die sie an den Armen und auf der Brust tragen, und die einem In-

dier eben so verständlich sind, als dem Europäer seine Buchstabenschrift.

Die Art, wie sie sich diese Sinnbilder einprägen, ist folgende. Sie ritzen sich die Haut mit Fischzähnen oder scharfen Kieselsteinen auf, die sie vorher in eine gewisse Dinte von Kienruß getaucht haben. Dergleichen Zeichen sind nachher unauslöschlich, und werden für einen großen Ehrenschmuck gehalten; aber dem Gefangenen gereichen sie allemahl zum unvermeidlichen Verderben.

Die Art, wie diese Unglücklichen hingerichtet werden, macht die Menschheit schaudern. Aber so sehr auch meine Vorstellungskraft sich weigert, das gräuliche Bild eines solchen Auftritts zurückzurufen, so muß ich sie doch beschreiben, um meinen Lesern noch einmahl eine Veranlassung zu geben, ihr Glück, unter gebildeten Menschen von milderer Denkart zu leben, nach seinem ganzen großen Werthe zu schätzen.

Wenn das Todesurtheil über einen Gefangenen gefällt ist, so wird es ihm mit folgenden Worten angekündiget: *Mein Bruder, fasse ein Herz, du sollst verbrannt werden.* Und der Gefangene antwortet: *Ganz wohl, mein Bruder; ich danke dir**).

Man führt die zum Tode verurtheilten Gefangenen auf den Richtplatz, der gewöhnlich mitten im Dorfe oder Lager ist. Hier werden sie ausgezogen und vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz bemahlt. Man steckt ihnen eine Rabenfeder auf den Kopf, und bindet sie, so

---

*) Aus Raynal's Histoire philosophique etc. T. VIII. p. 41.

ausgeputzt, an einen Pfahl, um welchen Holzbündel herum liegen.

Aber die Absicht hiebei ist nicht, sie sofort aus der Welt zu schaffen; man sucht vielmehr ihre Qualen, so sehr als möglich in die Länge zu ziehn. Die unglücklichen Schlachtopfer werden dabei gezwungen, ihren Todtengesang anzustimmen; und das thun sie auf eine umständliche Art und mit vieler Feierlichkeit. Sie erzählen mit vernehmlicher Stimme alle ihre tapfern Thaten, und thun stolz auf die Menge der von ihnen erlegten Feinde. Bei dieser Erzählung suchen sie ihre Peiniger auf alle mögliche Art zu beleidigen und aufzubringen, damit man im Zorn sie geschwinder aus dem Wege räumen möge, als es sonst geschehen würde. Zuweilen erreichen sie auch dadurch ihre Absicht wirklich.

Das Verbrennen ist zwar die gewöhnlichste Todesart der gefangenen Krieger, aber nicht die einzige. Es giebt noch andere, wovon die eine immer grausamer als die andere ist.

Als ich mich bei den Ottagamiern aufhielt, wurde ein gefangener Illinese eingebracht, bei welchem ich alle Grausamkeiten, welche die Indier gegen ihre Gefangenen ausüben, ansehen konnte. Der Unglückliche wurde am frühen Morgen in eine kleine Entfernung von dem Orte geführt, und daselbst an einen Baum gebunden. Hierauf erhielten alle Jungen aus dem Orte, deren es eine große Menge gab, Erlaubniß, mit Pfeilen nach ihm zu schießen. Da keiner von diesen über zwölf Jahr alt war, und sie außerdem sehr weit von ihm standen, so konnten ihre Pfeile nicht tief in den Körper eindringen. Die Folge davon war, daß das unglückliche Schlachtopfer zwei volle Tage gequält wurde bevor es den Geist aufgab.

Unterdessen besang der Gequälte mit ruhiger Umständlichkeit seine Kriegesthaten, und erzählte alle Kunstgriffe, die er angewandt habe, seine Feinde zu überfallen. Er rechnete die Menge von Kopfhäuten und Gefangenen her, die er fortgeschleppt habe. Er beschrieb alle die grausamen Martern, die er diesen angethan habe, und schien, mitten im Gefühl seiner eigenen Qualen, bei dieser Erzählung das lebhafteste Vergnügen zu empfinden. Welch ein Grad von unmenschlicher Abhärtung!

Am meisten hielt er sich bei den Grausamkeiten auf, die er gegen Anverwandte seiner jetzigen Peiniger verübt habe; und es schien, als wenn er es recht eigentlich darauf anlegte, sie durch alle mögliche Beleidigungen zur Vermehrung seiner Qualen anzureizen, damit er Gelegenheit erhielte, desto größere Proben seiner Standhaftigkeit abzulegen. Selbst als er schon mit dem Tode rang, und nicht mehr sprechen konnte, sah man noch Züge von Hohn und Stolz auf seinem Gesichte.

Außer der Befriedigung ihrer abscheulichen Nachbegierde, haben die Indier bei diesen barbarischen Schauspielen noch den besondern Zweck, ihrer Jugend früh eine Neigung zur Grausamkeit und zum Blutvergießen einzuflößen; und man muß gestehn, daß sie diese Absicht nur gar zu gut erreichen.

Man erzählte mir unter anderm Folgendes, woraus die Grausamkeit der Indier gegen ihre Feinde, und ihre Unempfindlichkeit bei eigenen Qualen noch mehr hervorleuchten.

Ein Indier, welcher auf die eben beschriebene Weise gemartert wurde, berühmte sich, er habe die Kunst, zu quälen, noch viel besser verstanden. Er habe seine Ge-

fangenen an einen Pfahl gebunden, ihre Körper voller kleiner Splitter vom Lerchenbaume gesteckt, und diese dann angezündet. Seine Peiniger seien dagegen nur alte Weiber, die es gar nicht verständen, wie man einen tapfern Krieger hinrichten müsse.

Diese barbarische Prahlerei hatte selbst für ein Indisches Ohr zu viel Beleidigendes. Einer von den Oberhäuptern unter den Siegern wurde dadurch so aufgebracht, daß er ihm das Herz aus dem Leibe riß, und damit den Mund verstopfte, welcher diese Abscheulichkeiten ausgesprochen hatte.

O Menschheit, wo ist hier noch eine Spur von dir zu finden!

Ich übergehe eine Menge ähnlicher Geschichten, die, so wahr sie auch sind, doch allen Glauben übersteigen würden, und eile, meinen jungen Lesern eine etwas mildere Seite von der kriegerischen Gemüthsart der Indier vorzuhalten.

Die jetzt beschriebenen Grausamkeiten üben sie gewöhnlich nur an gefangenen Kriegern aus. Gegen wehrlose Weiber, Kinder und junge Leute ist ihr Verfahren ordentlicherweise minder barbarisch. Man hat Beispiele, daß sie gefangenen Englischen Frauenspersonen mit aller Bescheidenheit und Achtung begegneten, und das Elend ihrer Gefangenschaft ihnen liebreich zu erleichtern suchten.

Solche Personen, die man gewöhnlich dem Hause der Gnade zuführt, werden nachher unter Diejenigen, welche Anverwandte verloren haben, als ein Ersatz für ihren Verlust ausgetheilt. Diese Austheilung geht immer ohne allen Streit vor sich; und wenn sie geschehen ist, so führt Jeder seinen Antheil nach Hause. Hier werden die Gefangenen entfesselt, ihre Wunden, wenn

sie welche haben, ausgewaschen und verbunden; worauf man sie ankleidet, und ihnen das beste Essen vorsetzt, das im Hause zu haben ist.

Während der Mahlzeit suchen ihre Herren sie zu trösten. Sie ermuntern sie, fröhlich und gute Muths zu sein, da sie dem Tode entgangen wären, und versichern, daß, wenn sie ihnen treu dienen würden, sie auf ihrer Seite Alles thun wollten, was in ihrem Vermögen stände, um ihnen den Verlust ihrer Freunde und ihres Vaterlandes zu ersetzen. Hier wird meinen Lesern, so wie mir, gewiß wieder etwas wohl ums Herz.

Wenn erwachsenen Mannspersonen das Leben geschenkt wird, so fallen sie gewöhnlich denjenigen Witwen zu, die ihre Männer im Kriege verloren haben. Diese heirathen sie auf der Stelle, wenn sie ihnen anstehen. Hat aber die Witwe ihre Neigung schon auf einen Andern geworfen, oder gefällt ihr der Gefangene nicht, so muß der arme Verschmähte gemeiniglich mit dem Leben büßen, besonders wenn die Frau sich in den Kopf gesetzt hat, daß ihr Mann in dem Lande der Geister einen Bedienten gebrauche.

In diesem traurigen Falle führen einige junge Leute den Gefangenen an einen abgelegenen Ort, und schlagen ihn da ohne Umstände todt. Von einem solchen nämlich, dem der Rath einmahl das Leben geschenkt hat, glauben sie, daß er nicht werth sei, lange gequält zu werden.

Einst hatte man einen großen und wohlgewachsenen Mann gefangen genommen, der in der Schlacht verschiedene Finger verloren hatte. Er wurde einer Witwe zum Ersatz für ihren verlorenen Mann zuerkannt. Diese betrachtete ihn etwas genauer, und redete ihn hierauf mit folgenden Worten an: Mein Freund,

ich hatte dich ausgesucht, um mit mir zu leben. Aber da du, wie ich jetzt wahrnehme, unfähig geworden bist, zu kämpfen und mich zu beschützen, so sehe ich nicht, wozu das Leben dir noch nützen könne. Der Tod wird besser sein. »Ich glaub's,« erwiederte der Gefangene. »Wohl!« sagte hierauf die Frau, »du sollst noch diesen Abend an den Brandpfahl gebunden werden. Um deines eigenen Ruhms und um der Ehre meiner Familie willen, die dich aufnehmen wollte, denke daran, daß du deinen Muth nicht verläugnest!« Der Wilde versprach's und hielt Wort. Man marterte ihn drei Tage lang, und er blieb unter den größten Qualen nicht nur standhaft, sondern auch heiter und fröhlich. Seine neue Familie verließ ihn dabei nicht; sie ermunterte ihn von Zeit zu Zeit, reichte ihm zu trinken und Tabak zum Rauchen. — Welch Gemisch von Tugenden und Barbarei! *)

Die gefangenen Frauenspersonen fallen gemeiniglich Männern zu, die ihrer nöthig haben, und bei diesen werden sie größtentheils ganz gut gehalten. Die Knaben und Mädchen werden entweder von kinderlosen Aeltern an Kindesstatt aufgenommen, oder zu Sklaven gemacht. Zuweilen werden sie auch an die Europäischen Handelsleute verkauft.

Eine Auswechselung der Gefangenen findet bei den Indiern gar nicht Statt. Sie werden entweder umgebracht, oder in Familien aufgenommen, oder zu Sklaven gemacht. Diese Letzten haben auch durchaus keine

---

*) Raynal, T. VIII. p. 41.

Hoffnung, jemahls wieder zu den Ihrigen zurückzukehren. Denn wollten sie sich auch durch die Flucht in Freiheit setzen, so würde ihr eigenes Volk, wenn sie zu ihm kämen, sie wieder zurückstoßen; weil man glaubt, daß sie, durch die ihnen widerfahrne Begnadigung, Angehörige des andern Volks geworden seien.

Dies werden sie auch wirklich. Sie treten nämlich in alle Rechte Derer, an welcher Stellen sie gekommen sind, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, sie nachher gegen ihr eignes Volk mit zu Felde ziehn zu sehn. Sollte ein solcher Mensch dennoch zu entfliehen suchen, und wieder gefangen werden, so wird seine Undankbarkeit aufs grausamste bestraft.

Die Französischen Glaubenswerber oder Missionarien glaubten ein Werk der Menschlichkeit zu verrichten, wenn sie den Indiern Anleitung gäben, ihre Gefangenen lieber zu verkaufen, als sie umzubringen; und ihre Ueberredungen hatten den Erfolg, daß der Sklavenhandel auch in diesen Weltgegenden, wo er vorher unbekannt war, wirklich eingeführt wurde. Ihre Absicht hiebei war gut und lobenswürdig, allein sie wurde nicht erreicht. Denn, anstatt dem Blutvergießen dadurch vorzubeugen, machten sie nur die Kriege zwischen den Indiern weit häufiger und heftiger. Diese fochten nämlich jetzt nicht mehr aus bloßer Rache und Ruhmbegierde, sondern auch aus Gewinnsucht; denn sie vertauschen ihre Gefangenen für hitzige Getränke, die sie ungemein lieben, und fangen nicht selten Krieg an, bloß um ihren Durst nach Brantwein oder Rum zu stillen.

Hiezu kommt, daß sie die gefangenen Krieger nach wie vor ihrer grausamen Rachsucht aufopfern, und nur Weiber und Kinder verkaufen. Es ist daher durch die

Einführung des Menschenhandels weit mehr bei ihnen verderbt, als verbessert worden.

Als jene Glaubenswerber sahen, wie wenig der Erfolg dieses von ihnen eingeführten Sklavenhandels ihrer Absicht entsprach, so ersuchten sie den damahligen Französischen Statthalter von Kanada, diesen schändlichen Handel zu verbieten. Dies geschah nun zwar, allein Verbote sind oft leichter gegeben, als geltend gemacht. So auch hier. Der Sklavenhandel wurde zwar nicht mehr öffentlich, aber destomehr insgeheim getrieben. Einige, die man darauf ertappte, gingen zu den Indiern über, heiratheten eine Indierinn, und verbannten sich für immer aus ihrem Vaterlande.

18.

Von der Art der Indier, Frieden zu schließen.

Gewöhnlich sind die Kriege der Indier erblich, und dauern von Geschlecht zu Geschlecht fast ununterbrochen fort.

Wird nun aber ein Waffenstillstand nöthig, so suchen beide Theile sorgfältig den Anschein zu vermeiden, als wenn sie den ersten Antrag dazu gethan hätten. Man wendet sich daher entweder an einen neutralen Stamm, und überträgt diesem die Vermittelung, oder wenn ein Anführer der einen Partei bei der andern selbst erscheint, um die Unterhandlungen anzufangen, so thut er es mit vielem Stolze, und giebt, auch wenn es mit seiner Völkerschaft noch so schlecht steht, im geringsten nicht nach, sondern sucht vielmehr zu beweisen, daß nicht ihr, sondern ihrer Feinde Vortheil es erfodere, Frieden zu machen.

Oft bringt der bloße Zufall einen Frieden zwischen Völkerschaften zu Stande, die sonst durch nichts verei-

niget werden konnten. Dahin gehört folgendes Beispiel.

Einst wurden die Ottagamier von zweien Völkerschaften, den Irokesen und den Tschipiwäern, zugleich bekriegt. Nun unternahmen einmahl im Winter 1000 Irokesen eine Streiferei in das Gebiet ihrer Feinde; und, um ihre Anzahl zu verstecken, gingen alle hintereinander und traten sorgfältig Einer in des Andern Fußstapfen.

Allein dieser Vorsicht ungeachtet, wurde ihre Absicht dennoch von vier Tschipiwäern entdeckt, die aus der Richtung ihres Marsches und aus ihrer Behutsamkeit auf ihr Vorhaben schlossen. Ob nun gleich die Tschipiwäer selbst Feinde der Ottagamier waren, so entschlossen sie sich dennoch, diese von der ihnen bevorstehenden Gefahr zu benachrichtigen. Sie nahmen daher mit der ihnen eigenen Geschwindigkeit einen Umweg, und kamen auf der Wildbahn der Ottagamier an, ehe ein so großer Haufen, der noch dazu so behutsam anrückte, sie erreichen konnte. Sie fanden hier ungefähr 400 Krieger, und gaben ihnen von der Annäherung ihrer Feinde Nachricht.

Die Anführer hielten sogleich einen Rath, und fanden, da sie ihre Familien bei sich hatten, daß es unmöglich sei, sich durch die Flucht zu sichern. Sie beschlossen daher, eine recht vortheilhafte Stellung zu nehmen, und dann die Irokesen aufs wärmste zu empfangen.

Nicht weit von da waren zwei kleine Seen, die durch eine schmale, aber lange Erdenge von einander getrennt wurden. Da sie nun vermutheten, daß die Irokesen darüber anrücken würden, so theilten sie ihr kleines Heer in zwei Haufen, wovon der eine dasjenige Ende des Passes, welches auf die Wildbahn stieß, be-

setzte, und daselbst einen Verhack von gefällten Bäumen machte, indeß der andre Trupp sich um die Seen herumzog, und sich in der Gegend des andern Endes verbarg, um dem Feinde, wenn er sich erst innerhalb des Passes befände, den Rückweg abzuschneiden.

Dieser Plan glückte vortrefflich. Sobald die Irokesen alle auf der Erdenge waren, machte der zweite Haufen in ihrem Rücken gleichfalls einen Verhack, wozu sie das Holz schon in Bereitschaft hatten. Und nunmehr waren ihre Feinde auf beiden Seiten völlig eingeschlossen.

Die Irokesen bemerkten die mißliche Lage, worin sie sich befanden, bald, und berathschlagten sich über die Mittel, die sie zu ihrer Befreiung ergreifen müßten. Zu ihrem Unglücke war eben Thauwetter eingefallen. Das Eis auf den Seen war schon zu mürbe, als daß man darüber hätte hingehen können, und verhinderte gleichwol auf der andern Seite, daß man weder durch Flößen, noch durch Schwimmen entwischen konnte. Es blieb ihnen also nichts mehr übrig, als ein Versuch, sich durchzuschlagen. Dieser wurde nun zwar gemacht, aber ohne glücklichen Erfolg, und sie blieben also nach wie vor auf der Erdenge eingeschlossen.

In dieser äußerst gefährlichen Lage brachten sie mit der den Indiern eigenen Gleichgültigkeit einige Tage mit Fischen zu. Unterdeß war das Eis völlig geschmolzen, und sie hofften nun auf Flößen, wozu sie gerade etliche Bäume auf der Erdenge fanden, über einen von den Seen zu gehn, und sich so aus ihrer Falle zu befreien. Allein die Ottagamier, die ihre Absicht merkten, schickten von jedem Haufen 150 Mann ab, um ihnen die Landung streitig zu machen.

So wie nun die Irokesen sich dem Ufer näherten,

empfingen die Ottagamier sie mit einem Regen von Pfeilen und Kugeln. Darüber zur Verzweiflung gebracht, sprangen sie zwar ins Wasser, und schlugen sich durch, allein sie verloren doch dabei mehr als die Hälfte ihrer Leute, und zugleich den ganzen Vorrath von Pelzwerk, den sie den Winter über gesammelt hatten. Von dem Letzten drangen die Sieger denjenigen Tschipiwäern, welchen sie ihre Rettung zu verdanken hatten, das Beste auf, und schickten sie hierauf unter einer hinreichenden Bedeckung nach ihrem Lande zurück.

Dieser Vorfall brachte zwischen den Ottagamiern und Tschipiwäern, welche Letzte das Betragen ihrer vier Landsleute vollkommen billigten, einen Frieden zu Stande, auf welchen nachher eine völlige Freundschaft folgte.

Wenn die Indier eines Krieges, den sie Jahre lang gegen ein benachbartes Volk geführt haben, endlich müde werden, und durch eines andern Volkes Vermittelung einen Frieden zu Stande zu bringen wünschen, so pflegt die Art ihrer Unterhandlungen folgende zu sein.

Eine Anzahl Anführer, sowol von ihren Landsleuten, als auch von dem vermittelnden Volke, reisen nach dem Lande ihrer Feinde ab. Diese tragen die Friedenspfeife vor sich her, welche Ebendas bedeutet, was in Europa die weiße Fahne ist, und selbst bei den wildesten Völkerschaften mit großer Achtung aufgenommen wird. Mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt geworden, daß irgend Jemand, der die Friedenspfeife trug, eine Beleidigung erfahren hätte. Auch glauben die Indier, daß der große Geist eine solche Uebelthat nie unbestraft lassen würde.

Die Gestalt der Friedenspfeife, welche die Franzosen *Calumet* nennen, ist folgende. Sie ist ungefähr

vier Fuß lang; der Kopf besteht aus rothem Marmor, und die Röhre aus einem leichten Holze, das mit vielfarbigen Sinnbildern schön bemahlt und mit Federn von den schönsten Vögeln geziert ist.

Jedes Volk hat dabei seine unterscheidenden Zierrathen, und die Indier können gleich auf den ersten Blick bestimmen, welchem Stamme die Pfeife zugehört. Sie dient übrigens bei allen Unterhandlungen zum Schutz der Abgeordneten und zur Vorbereitung, und wird mit vielen Feierlichkeiten gebraucht.

Sobald die Oberhäupter sich versammelt und gesetzt haben, füllt der Gehülfe des großen Kriegers sie mit Tabak an, und hütet sich dabei sorgfältig, die Erde damit zu berühren. Wenn sie gestopft ist, so nimmt er eine völlig brennende Kohle aus dem Feuer, das gemeiniglich mitten in der Versammlung brennt, und legt sie auf den Tabak. Ist dieser nun gehörig angebrannt, so wirft er die Kohle weg, und hält die Röhre erst gegen den Himmel, und dann gegen die Erde. Hierauf drehet er sich in einem Kreise herum, wobei er sie immer wagerecht in der Hand hält. Dies Alles nicht ohne Absicht und Bedeutung. Durch die erste Bewegung bietet er sie dem großen Geiste an, um seinen Beistand zu erstalten; durch die zweite glauben sie den Tücken der bösen Geister vorzubeugen, und durch die dritte den Schutz derjenigen Geister zu erlangen, welche, ihrer Meinung nach, die Luft, die Erde und das Wasser bewohnen.

Nach dieser feierlichen Religionshandlung wird die Pfeife dem Erbanführer des Volks gegeben, der etliche Züge daraus thut, und den Rauch erst gegen den Himmel, dann rund um sich herum auf die Erde bläst. Nachher geht sie auf die nämliche Art bei den Abge-

sandten und Fremden herum, welche ebendieselbe Feierlichkeit dabei beobachten. Von diesen kommt sie an den Hauptkrieger und an die übrigen Oberhäupter in ihrer Ordnung. Der Anführer, der das Geschäft verrichtet, die Pfeife herumzureichen, hält sie dabei so leicht in der Hand, als wenn er befürchte, dies heilige Werkzeug zu hart zu drücken. Die Uebrigen berühren sie gleichfalls nur eben mit den Lippen.

Nunmehr fangen die Unterhandlungen an. Gehen dieselben glücklich von Statten, so wird, zum Zeichen, daß alle Feindseligkeit zwischen beiden Völkern aufgehört habe, die bemahlte Axt in die Erde gegraben. Bei den rohen Indiern, die keinen Handel mit Europäern treiben, wird anstatt der Axt ein Streitkolben dazu gebraucht.

Sonst wird bei solchen Gelegenheiten auch noch ein Gürtel Wampum übergeben, der sowol zur Bestätigung des geschlossenen Friedens, als auch zur Erinnerung an die Bedingungen dient, unter welchen er geschlossen wurde. Diese werden nämlich durch die Art, wie die Muschelknöpfe auf dem Gürtel zusammengesetzt sind, auf eine für alle Indier verständliche Weise ausgedruckt, und so bis auf die späteste Nachkommenschaft fortgepflanzt.

19.

Von den Spielen der Indier.

Es ist schon oben gesagt worden, daß die Indier leidenschaftliche Spieler sind; nur daß sie sich von den Spielern in Europa dadurch unterscheiden, daß sie bei solchen Gelegenheiten ihre schätzbarsten Besitzungen verlieren können, ohne dadurch jemahls aus ihrer ruhigen Gelassenheit zu kommen.

Sie haben viele Arten von Spielen, aber das Ballspiel ist ihnen unter allen das liebste und gewöhnlichste. Ihre Bälle machen sie aus Rehfellen, und stopfen sie mit Haaren aus. Die Ballhölzer sind ungefähr drei Fuß lang, und haben am Ende eine Art von Rakete, die wie eine flache Hand aussieht und aus Riemen besteht, die aus einer Haut geschnitten werden. Mit dieser fangen sie den Ball auf, und schlagen ihn wieder weit weg.

Gewöhnlich wird dieses Spiel von einer großen Menge zugleich gespielt, die sich oft über 300 beläuft. Zuweilen spielen nicht bloß ganze Dörfer, sondern auch ganze Stämme gegen einander; und die Art, wie dabei verfahren wird, ist folgende.

Zuerst werden zwei Pfähle ungefähr 1800 Fuß von einander in die Erde geschlagen, und hinter denselben hat jede der beiden Parteien ihren eigenen Standort. Zwischen den beiden Pfählen, also in der Mitte der beiden Oerter, wird der Ball in die Höhe getrieben, und jede Partei bemüht sich, ihn in das ihrige zu schlagen. Diejenige Partei, welcher dieses glückt, hat den Sieg davon getragen und erhält den ausgesetzten Preis.

Sie beweisen hiebei so viel Geschicklichkeit im Schlagen und Auffangen, daß der Ball fast immer in verschiedenen Richtungen im Fluge bleibt, ohne ein einziges Mahl während des ganzen Spiels die Erde zu berühren. Sie dürfen ihn aber bloß mit der Rakete, nie mit den Händen auffangen, so daß der Ball daher auch immer in Bewegung bleibt. Sie laufen dabei einander mit unglaublicher Geschwindigkeit nach, und wenn eben Einer im Begriff ist, den Ball nach dem Orte seiner Partei hinzuschlagen, so springt oft ein Gegner

hinzu, und schlägt ihn in entgegengesetzter Richtung nach der seinigen.

Sie treiben dies schöne Spiel mit so vielem Eifer, daß sie sich oft dabei verwunden, oder gar Arm und Bein zerbrechen; aber nie sieht man, daß dies aus Bosheit geschieht, und nie hört man überhaupt dabei das Geringste von Uneinigkeit und Zänkereien.

Ich nannte dieses Spiel ein schönes; und ich denke, meine jungen Leser werden mir darin beipflichten, wenn sie nur erwägen wollen, wie sehr der Körper dadurch an Gewandtheit, Hurtigkeit, Stärke und Gesundheit gewinnen müsse, da es nicht bloß in freier Luft gespielt wird, sondern auch mit den heilsamsten Leibesbewegungen verbunden ist. Wie unweise und zweckwidrig sind dagegen unsre Europäischen Kartenspiele, welche weder dem Gemüthe eine angenehme Erholung gewähren, weil sie größtentheils ein angestrengtes Nachdenken erfodern, noch dem Körper irgend eine zuträgliche Bewegung verschaffen, weil sie im Sitzen verrichtet werden, sondern den armen Spieler zwingen, mehre Stunden wie angenagelt dazusitzen, sich an Leib und Seele zu kasteien, und dadurch nicht bloß seine Gesundheit, sondern auch nicht selten seine Gemüthsruhe und sein ganzes Wohlergehen aufzuopfern. Möchten wir doch in diesem Stücke endlich einmahl auch so weise werden, als die von uns verachteten Indier in diesem Betrachte sind, und ihr freies Ballspiel, oder ähnliche mit Leibesübung verbundene Vergnügungen, an die Stelle unsrer verderblichen Stubenspiele setzen! Aber dazu ist dermahlen noch wenig Anschein; der Strom der Gewohnheit und der allgewaltigen Mode wälzt sich unaufhaltbar fort. Wer vermag ihn aufzuhalten? — Aber das vermag ein Jeder von uns, sich für seine eigene

Person von diesem Strome nicht fortreißen zu lassen, sondern ans Ufer zu schwimmen, und von da aus den reißenden und wirbelnden Fluten desselben mit Mitleid über die Fortgerissenen zuzusehn. Wohl Dem, der dies bei Zeiten thut!

Andere Arten von Spielen, welche bei den Indiern üblich sind, verdienen weniger unsre Aufmerksamkeit und Nachahmung, weil sie nicht so zweckmäßig sind. Ich will daher meine jungen Leser mit der Beschreibung derselben hier nicht aufhalten.

20.

Von den Heirathsgebräuchen der Indier.

Das Gesetz, welches die Männer in christlichen Staaten verbindet, nur Eine Frau zu heirathen, ist den Indiern völlig unbekannt; sie richten sich also auch nicht danach. Es ist vielmehr durchgängig die Vielweiberei bei ihnen eingeführt. Die Oberhäupter heirathen gewöhnlich sechs bis vierzehn Weiber; von den Geringern nimmt Jeder so viel, als er, zusammt ihren künftigen Kindern, ernähren zu können glaubt.

Ein zweiter auffallender Unterschied, der hierin zwischen ihren und unsern Sitten herrscht, ist der, daß es bei ihnen erlaubt und gewöhnlich ist, zwei oder mehre Schwestern zugleich zu heirathen. Ja, es giebt Fälle, daß Einer alle Töchter einer Familie, so viel ihrer auch sind, zugleich nimmt. Das Merkwürdigste hiebei ist — was nahe an das Unglaubliche grenzt — daß alle diese Weiber unter sich und mit ihrem gemeinschaftlichen Manne in der größten Eintracht leben!

Die jüngern Frauen begegnen den ältern mit Ehrerbietung, und Diejenigen, welche keine Kinder haben,

verrichten für die Andern, welche Mütter sind, beinahe Sklavendienste. So sehr wird es hier, wie ehemals bei den Juden, für einen Vorzug und für ein Glück gehalten, mit einer Nachkommenschaft gesegnet zu sein! Was aber das Merkwürdigste dabei ist, so werden die den geehrteren Mitweibern zu leistenden Dienste nie mit Unzufriedenheit und Murren, sondern allemahl gern und willig geleistet, weil Jede weiß, daß dies das Mittel sei, die Gunst des gemeinschaftlichen Mannes zu erwerben und zu erhalten.

Die Art, wie Heirathen geschlossen und Ehen wieder getrennt werden, ist fast bei allen Indischen Völkerschaften die nämliche.

Der junge Mann bemühet sich zuvörderst, die Einwilligung desjenigen Mädchens zu erhalten, auf welches er seine Neigung geworfen hat. Ist er hierin glücklich, so hat er von Seiten der Aeltern nicht leicht ein Hinderniß zu besorgen. Er macht ihnen bloß seinen Wunsch bekannt, und es wird hierauf sofort ein Tag angesetzt, an welchem die Verwandten und Freunde von beiden Seiten sich in der Wohnung des ältesten Anverwandten vom Bräutigam zu einem Gastmahle versammeln.

Hiebei ist die Gesellschaft oft sehr zahlreich. Man schmauset, tanzt und singt, und macht sich auf jede andere Art lustig, die bei ihren öffentlichen Festen üblich ist. Nach geendigter Lustbarkeit entfernen sich Alle, welche nur aus Höflichkeit eingeladen waren; Braut und Bräutigam hingegen, nebst ihren ältesten Anverwandten, bleiben. Von des Bräutigams Seite werden hiezu lauter Männer, und von Seiten der Braut lauter Weiber gewählt.

Die Braut geht hierauf mit ihren Verwandten weg, kehrt aber bald mit denselben an eine der Thüren

des Hauses zurück, wo sie von dem Bräutigam empfangen, und auf eine mitten im Zimmer liegende Matte geführt wird. Hier fassen Beide einen ungefähr 4 Fuß langen Stock an den Enden an, und halten ihn zwischen sich. In dieser Stellung bleiben sie eine Weile stehn, indeß die alten Männer eine der Sache angemessene kurze Rede halten.

Wenn diese geendiget ist, so erklären die beiden Brautleute öffentlich, daß sie Freundschaft und Liebe gegen einander fühlen; worauf sie zusammen tanzen und singen, doch so, daß sie noch immer den Stock zwischen sich halten. Dann wird dieser Stock in so viele Theile zerbrochen, als Zeugen zugegen sind. Jeder empfängt davon ein Stück, und verwahrt dasselbe mit großer Sorgfalt.

Die Braut wird hierauf wieder nach dem Hause ihres Vaters zurückgeführt, wohin der neue Ehemann ihr folgt. Oft bleibt sie daselbst so lange, bis sie Mutter wird, und alsdann erst packt sie ihre Kleidungsstücke, worin gewöhnlich ihr ganzer Brautschatz besteht, zusammen, und folgt ihrem Manne nach seiner eigenen Wohnung.

So werden Ehen bei ihnen geschlossen; jetzt will ich erzählen, wie man sie, wofern es für nöthig erachtet wird, wieder zu trennen pflegt.

Eigentlicher Zank hat hier zwischen Eheleuten selten Statt. Wenn aber irgend ein Mißvergnügen zwischen ihnen einreißt und eine Ehescheidung veranlaßt, so zeigen sie ihr Vorhaben einige Tage vorher ihren Freunden an. Dann kommen an dem bestimmten Tage diejenigen Zeugen, welche bei der Hochzeit zugegen waren, in dem Hause der Eheleute zusammen. Jeder bringt das Stück des Stockes mit, welches er am

Hochzeittage erhielt, und wirft es in Gegenwart der Gesellschaft ins Feuer.

Dies ist die ganze Feierlichkeit, nach deren Endigung das Paar für geschieden angesehen wird. Es geht dabei ohne allen Zank und Haß zu; und nach einigen Monaten haben die Geschiedenen die Erlaubniß, sich nach Gefallen wieder an einen Andern zu verheirathen.

Auf den Fall, wenn Kinder dasind, werden sie unter Beide gleich vertheilt. Ist aber die Zahl derselben ungleich, so fallen der Frau die meisten zu.

Bei den Nadowessiern sind die Heirathsgebräuche etwas anders.

Wenn bei diesen ein junger Mann ein Mädchen heirathen will, so wird er von den Aeltern desselben eingeladen, mit ihnen in ihrem Zelte zu wohnen. Indem er dieses Anerbieten annimmt, so macht er sich dadurch anheischig, ein ganzes Jahr lang die Stelle eines ihrer geringern Bedienten zu vertreten. Er geht alsdann, während dieser Zeit, für sie auf die Jagd, und bringt das Wild, welches er erlegt, der Familie. Dies dient dem Vater der Braut zum Probestein, ob er auch im Stande sei, seiner Tochter und ihren künftigen Kindern den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Aber eben deßwegen findet dieser Gebrauch auch nur bei Denen Statt, welche zum ersten Mahle heirathen, nicht aber bei Denen, welche schon bewiesen haben, daß sie den Hausvaterpflichten Genüge leisten können.

Wenn nun diese Probezeit verflossen ist, so wird die Verheirathung selbst auf folgende Art vollzogen.

Bräutigam und Braut erscheinen, von ihren ältesten männlichen Anverwandten begleitet, auf einem freien Platze des Lagers, wo die Oberhäupter und Krieger des Stamms zu ihrem Empfange schon versammelt sind.

Sobald Jene ankommen, stellen Diese sich auf beiden Seiten des Brautpaars in zwei Reihen, und das vornehmste Oberhaupt hält eine Rede. Er zeigt darin der Versammlung die Ursachen an, warum man hier zusammengekommen sei, und fragt darauf beide junge Leute insbesondere, ob es noch ihr Verlangen sei, als Mann und Frau mit einander verbunden zu werden? Wenn dies von Beiden mit vernehmlicher Stimme bejaht worden ist, so schießen die Krieger ihre Pfeile über die Köpfe derselben hin, und der Anführer erklärt sie hierauf für Mann und Frau.

Jetzt dreht der Bräutigam sich um, bückt sich nieder, nimmt seine Frau auf den Rücken, und trägt sie unter dem Zurufe aller Umstehenden nach seinem Zelte. Daselbst wird ein so prächtiges Gastmahl angestellt, als der junge Mann es aufbringen kann, und Gesänge und Tänze beschließen, wie gewöhnlich, das Fest.

Ehescheidungen fallen bei den Nadowessiern so selten vor, daß ich nicht erfahren konnte, wie sie es damit halten.

Die Untreue im Ehestande wird bei den Indiern für ein eben so großes Verbrechen gehalten, als bei gesitteten Völkern. Die Strafe aber, welche einer Frau in solchem Falle widerfährt, ist sehr sonderbar. Der Mann beißt ihr nämlich, bevor er sich von ihr scheidet, die Nase ab, damit sie, als eine schändliche Person, Jedem gleich beim ersten Anblicke kenntlich sei. Ich sah, während meines Aufenthalts bei ihnen, ein Beispiel von dieser Strafe. Die Kinder werden bei dieser Gelegenheit, wie bei andern Ehescheidungen, unter beide Aeltern gleich vertheilt.

Nichts kann die Zärtlichkeit der Indier gegen ihre Kinder übertreffen, und es giebt kein besseres Mittel,

sich ihre Gunst zu erwerben, als wenn man diesen liebkoset. Daß ich selbst so gastfrei bei ihnen aufgenommen wurde, habe ich größtentheils den Geschenken zuzuschreiben, die ich den Kindern der Vornehmern machte.

Unter was für Gebräuchen die Indier ihren Kindern einen Namen geben, habe ich nie erfahren können. Ich hörte bloß, daß sie es mit vielen Feierlichkeiten thun, und diesen Umstand überhaupt für eine sehr wichtige Sache ansehn. Gewöhnlich geschieht diese Benamung erst nach den Jahren der Kindheit.

Außerdem erhalten sie im männlichen Alter noch einen besondern Ehrennamen, der Bezug auf ihre Fähigkeiten und auf die Verdienste hat, die sie sich im Kriege und auf der Jagd erwerben. So hieß z. B. der große Krieger der Nadowessier *Ottatongûmlischka*, der große Vater der Schlange, ein Titel, der fast eben so schwerfällig und sinnlos klingt, als unser Hochwohl- oder Hochgeborner Herr. *Otta* bedeutet nämlich in der Indischen Sprache Vater; *tongûm*, groß, und *lischka*, eine Schlange. Ein anderer Anführer ward *Honapadschatin*, ein schneller Läufer über die Gebirge genannt, vermuthlich weil er sich durch eine außerordentliche Geschwindigkeit im Laufen auszeichnete. Als sie einst mich zu ihrem Anführer erwählten, so erhielt ich, weil sie mich oftschreiben sahn, den Namen *Schibâgo*, welches einen Schreiber oder einen Menschen bedeutet, der geschickt ist, Sinnfiguren zu mahlen.

21.

Von der Religion der Indier.

Die Religion eines Volks gehört unstreitig zu denjenigen Gegenständen, auf welche der beobachtende Rei-

sende, der dasselbe kennen zu lernen wünscht, seine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich richten muß, weil man aus der Beschaffenheit derselben auf die Geistesbildung und auf die Sinnesart ihrer Bekenner schließen kann. Ich gab mir daher viel Mühe, das Eigenthümliche, welches die Indier in dieser Hinsicht haben, zu erforschen; allein ich fand es sehr schwer, meine Absicht zu erreichen, und zwar aus folgenden Gründen.

Die Indier sind von denjenigen Europäern, welchen sie ihre Religionsbegriffe und heiligen Gebräuche erzählten, so oft ausgelacht worden, daß sie, aus Besorgniß, wieder in den nämlichen Fall zu gerathen, sie jetzt vor uns zu verhehlen suchen. Hiezu kommt, daß ihre Begriffe über manche Dinge so dunkel und schwankend sein mögen, daß sie selbst wol nicht vermögend sind, sie auf eine deutliche Weise wieder von sich zu geben. Man denke sich diese Leute in diesem Betracht, wie unsern gemeinen Mann, von dem man auch nicht leicht bestimmt erfahren kann, worin seine Religionsbegriffe eigentlich bestehen. Endlich muß man auch dieses noch in Erwähnung ziehn, daß durch die Französischen Glaubenswerber manche Begriffe und mancher Satz in die Glaubenslehre der Indier gekommen sein mögen, welche vorher nicht dazu gehörten: so daß es jetzt schwer zu entscheiden ist, was sie hierin Eigenthümliches haben, und was hingegen von unsern Europäischen Vorstellungsarten hinzugekommen ist.

Ich schränke mich hier bloß auf eine Beschreibung von der Glaubenslehre der Nadowessier ein, soweit ich dieselbe kennen zu lernen Gelegenheit hatte; denn auch sie waren damit sehr zurückhaltend. Uebrigens scheint diese Indische Völkerschaft ihren alten Landesglauben

noch am lautersten erhalten zu haben, weil ihre Wohnplätze von den Europäischen Pflanzörtern zu weit entfernt sind, als daß sich von unsern Vorstellungsarten viel bei ihnen hätte einschleichen können.

Der Begriff von einem höchsten Wesen, dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, ist dem menschlichen Geiste, sobald er nur ein wenig sich zu entwickeln beginnt, gar zu natürlich und gar zu nothwendig, als daß man ihn nicht, mehr oder weniger geläutert und bestimmt, bei allen Völkern der Erde, auch bei den allerrohesten und wildesten finden sollte. Auch die Indier entbehren dieser Hauptstütze unsers Wohlverhaltens und unserer Ruhe keinesweges. Sie erkennen vielmehr und ehren ein höchstes weltregierendes Wesen, welches sie den großen Geist nennen, und für die Urquelle alles Guten halten. Von diesem behaupten sie, er wolle und könne den Menschen nie etwas Böses zufügen, sondern er überschütte sie mit all dem Segen, welchen sie durch ihre Aufführung verdienen.

Glücklich, wenn sie bei diesem wahren, der Gottheit würdigen Begriffe stehen geblieben wären; und nun ihr ganzes Bestreben bloß dahin gerichtet hätten, sich der Liebe und der Wohlthaten dieses guten Gottes durch Gerechtigkeit und wohlwollende Gesinnungen gegen ihre Mitgeschöpfe würdig zu machen! Aber es standen Priester unter ihnen auf, angebliche Diener und Vertraute der Gottheit, deren Vortheil es mit sich brachte, diese einfachen und reinen Religionsbegriffe mit Schreckbildern und geheimnißvollen Lehren zu vermischen, wodurch sie, die Lehrer und Ausleger derselben, eine unumschränkte Herrschaft über die Gemüther ihrer betrogenen Mitmenschen erhielten. Und nun wimmelte

es in der Glaubenslehre und in den Köpfen der Indier von Geistern jener Art, besonders von bösen, welchen eben so viel Gewalt, als dem höchsten Wesen, eingeräumt wurde, und von welchen sie sich weis machen ließen, daß sie einen starken Einfluß auf alle menschliche Handlungen und Schicksale hätten; daß sie mit dem guten Geiste in einer ewigen Feindschaft ständen, und die Absichten desselben zu vereiteln suchten, und daß sie daher auf nichts Anderes sännen, als darauf, den von dem guten Wesen geliebten Menschen so vielen Schaden zuzufügen, als sie nur immer könnten: eine, der menschlichen Vernunft unwürdige und höchstschädliche Vorstellungsart, wodurch da, wo sie einmahl angenommen ist, dem finstersten und verderblichsten Aberglauben Thür und Thor geöffnet wird!

Dies war denn auch der Fall bei den Indiern. Ihr Glaube an das höchste Wesen wurde dadurch unkräftig, ihr Aberglaube aber in eben dem Maße wirksam und mannichfaltig gemacht. Nun war es nicht mehr der große und gute Geist, der Alles lenkte und regierte; es waren vielmehr in ihrer Vorstellung eben so viele Unterweltregenten und Weltverderber, als es besondere Gegenstände in der Natur giebt; und die Schicksale der Menschen hingen fernerhin mehr von diesen ab, als von jenem. Jeder See, jeder Fluß, jeder Berg, jedes Thier, ja sogar Pflanzen und Steine hatten ihr besonderes unsichtbares Oberhaupt, unter dessen Aufsicht und Lenkung sie standen. Da mußte also auch jedes dieser mächtigen unsichtbaren Wesen gefürchtet und geehrt werden; da mußte denn auch jedem derselben, nach der Vorschrift des Priesters, welcher Stellvertreter derselben war, geopfert werden:

Sacrifices and shews were prepar'd;
The Priests eat roast meat, and the people
star'd *).

So ging es bei den Indiern; und gerade eben so bei den meisten andern Völkern der Erde!

Uebrigens scheint der Begriff, den sie mit dem Worte Geist verbinden, noch lange nicht der unsrige zu sein. Ich glaube nämlich bemerkt zu haben, daß sie sich ihre Geister nicht als einfache, sondern als körperliche Wesen denken, und ihnen eine Menschengestalt, aber freilich eine weit schönere, als die Indische, beilegen.

»Jeder Mensch hat,« nach dem Glauben der Indier, »so wie jedes andere Wesen in der Natur, seinen besondern Schutzgeist. Dieser wird indeß nicht mit ihm geboren, sondern er bekommt ihn erst in demjenigen Alter, da er anfängt, Bogen und Pfeile zu führen. Zu dieser Zeit muß der junge Mensch sich sehr ernsten und harten Gebräuchen unterwerfen. Man fängt damit an, ihm den Kopf schwarz zu färben; dann läßt man ihn acht Tage lang hungern, und man erwartet, daß der Geist, der dem Jünglinge zugesellt werden soll, sich demselben durch irgend ein Bild im Traume zu erkennen geben werde. Ein solches Bild braucht indeß gar nichts Seltenes oder Außerordentliches zu sein, um dafür gehalten zu werden. Bald ist es der Fuß eines Thiers, bald ein Stück Holz oder irgend eine andere ganz alltägliche Sache. Ist dem jungen Menschen Etwas dieser Art im Traume vorgekommen, so wird das so angesehn, als wenn sein nunmehriger Schutzgeist sich

---

*) Opfer und Gepränge wurden zugerichtet;
Die Priester aßen Gebratenes, und das Volk staunte.

ihm dadurch zu erkennen gegeben habe; und dies Bild bleibt ihm heilig, so lange er lebt. Man unterrichtet ihn nämlich zu gleicher Zeit von der Ehrfurcht, die er dem ihm vorgekommenen Dinge, als seinem Schutzgeiste, schuldig sei, sticht ihm die Figur desselben in die Haut, und beschließt hierauf die Feierlichkeit mit einem tüchtigen Schmause.«

»Die Weiber haben zwar auch ihren Schutzgeist, aber sie scheinen ihn lange nicht für so wichtig zu halten, als die Männer; vermuthlich, weil sie seltener in Gefahren gerathen, wobei sie eines höhern und unsichtbaren Schutzes nöthig zu haben glauben.«

»Die Gunst und den Beistand dieser Geister sucht man durch allerhand Opfer und Geschenke zu erwerben. In dieser Absicht wirft der Indier oft solche Dinge, die ihm die liebsten sind, als Pfeifen, Tabak, erlegte Thiere u. s. w. ins Wasser, ins Feuer, oder an solche Oerter hin, wo er des unsichtbaren Beistandes vorzüglich zu bedürfen glaubt. Daher findet man oft am Rande beschwerlicher Wege über jähe Felsen und bei Wasserstürzen Halsbänder, Tabak, Mais-Aehren, Thierhäute und ganze Thiere, besonders Hunde. Zuweilen wird ein lebendiger Hund bei den Vorderpfoten an einen Baum aufgehangen, damit er so auf eine martervolle Weise und in der Wuth sterbe; vermuthlich, weil sie glauben, daß die Geister an den Qualen eines zu Tode gemarterten Wesens ein eben so großes Vergnügen finden, als sie selbst.«

»Oft macht man auch den Geistern, wenn man Etwas von ihnen haben will, besondere Gelübde. Fehlt es z. B. auf langen Reisen oder Jagden an Lebensmitteln, so versprechen sie, zu Ehren der Schutzgeister, ein Stück von dem ersten Thiere, das sie aufzutreiben und

zu erlegen hoffen, dem Oberhaupte ihrer Ortschaft zu bringen, und nicht eher einen Bissen zu essen, bis dieses Gelübde abgetragen worden. Ist's dann immer möglich, so wird dieses Versprechen erfüllt; kann dies aber wegen Entfernung des Oberhaupts unmöglich geschehen, so werfen sie Dasjenige, was für ihn bestimmt war, ins Feuer und lassen es verbrennen *).«

Eben so sinnlich und kindisch, als ihre Vorstellungen von den Geistern, sind auch die Begriffe, die sie sich von dem Leben nach dem Tode machen. Sie zweifeln zwar keineswegs an der Gewißheit desselben, aber alle ihre Vorstellungen davon entlehnen sie von ihrem gegenwärtigen Leben. Sie glauben nämlich, daß sie sich einst auf ebendieselbe Art, wie jetzt, nämlich mit Jagen, Fischen, Schmausen, Tanzen, Singen und Tabakrauchen beschäftigen werden; nur daß dies Alles ohne Mühe und Arbeit vor sich gehen werde; nur daß sie in eine reizendere Gegend kommen, und daselbst eines nie umwölkten Himmels, eines immerwährenden Frühlings und eines nie zu verwelgenden Vorraths an Wild, Fischen, Früchten und andern Nothwendigkeiten und Erquickungen genießen werden!

Für bloße Freuden der Seele haben sie noch gar keinen Sinn; diese kommen daher auch nicht in ihren Plan von Glückseligkeit. Sinnliche Freuden hingegen werden dort, wie hier, die Belohnung des Verdienstes sein. Der geschickte Jäger und der tapfere Krieger erhalten einen größern Antheil davon, als der Träge und Feige.

»Ohne das Land der Seelen, oder den Ort, wohin

---

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. 17ter Bd. S. 29.

sie fahren, wenn sie den Körper verlassen, zu kennen, glauben sie, es sei eine weit gegen Westen gelegene Gegend, und man gebrauche viele Monate, um dahin zu kommen. Man redet von einem Flusse, über den sie müssen, und auf welchem Viele Schiffbruch leiden; von einem gräulichen Hunde, wider den sie sich zu vertheidigen haben; von einem Orte des Leidens, wo sie für ihre Fehler büßen; von einem andern, wo die Seelen der hier verbrannten Kriegsgefangenen gemartert werden, und wohin sie daher sich so spät begeben, als sie nur immer können. Daher der Gebrauch, daß man nach dem Tode dieser Unglücklichen, aus Furcht, ihre Seelen möchten bei den Hütten ihrer Peiniger bleiben, um sich wegen der ihnen angethanen Marter zu rächen, alle benachbarten Oerter sorgfältig durchgeht, überall mit Ruthen stark um sich haut, und ein entsetzliches Geschrei erhebt, um sie fortzuscheuchen *).« Wie abgeschmackt kindisch!

Die Priester der Indier sind auch ihre Aerzte und — was ihr Ansehn noch weit mehr befestiget — zugleich ihre Zauberer, ihre Traumdeuter und ihre Wahrsager! Sie heilen ihre Krankheiten und Wunden nicht bloß durch die Kräfte verschiedener Kräuter, die sie gut zu kennen scheinen, sondern auch durch den Glauben an die abgeschmackten Gaukeleien, die sie dabei verrichten; sie verstehen sich vortrefflich darauf, die bösen Geister zu bannen, und zu verhüten, daß sie kein Unheil stiften; sie wissen ganz genau, was jeder Traum bedeutet, und wenn gleich der Zufall ihre Auslegung unter tausend Fällen kaum ein einziges Mahl bestätiget, so schadet ih-

---

*) Allgemeine Reisen. 17ter Bd. S. 31.

nen das doch nicht. Der Eine glückliche Fall bringt die tausend verunglückten leicht in Vergessenheit. Sie können durch Hülfe gewisser Possenspiele, wovon ich oben ein Beispiel beschrieben habe, in die Zukunft blicken, und künftige Dinge vorhersagen; und sie wissen es durch allerlei Anordnungen darauf anzulegen, daß von ihren Wahrsagungen je zuweilen wirklich eine in Erfüllung gehen muß. Welche mächtige Mittel, das blinde Volk bei der Nase umherzuführen, und sich in den Augen desselben ein übermenschliches Ansehen zu geben!

Auf solche Dinge haben die Priester aller ungebildeten Völker sich von jeher verstanden. Aber überall, wo das Licht der Aufklärung einbrach, da hatten diese ihre Geschicklichkeiten ein Ende, und mit ihnen auch das übermenschliche Ansehn solcher Priester. Begreifen meine jungen Leser nun, warum dergleichen Leute die fortschreitende Aufklärung eines Volks auf alle Weise zu hindern, und Diejenigen, welche das Volk zu belehren wagen, als Glaubensverräther und Gottesläugner zu verschreien und zu verfolgen suchen?

Wohl uns und Allen, die in Ländern leben, wo die Geistlichen nicht mehr Zauberer, Traumdeuter und Wahrsager, sondern gewissenhafte Lehrer reiner Religionsbegriffe und guter Sitten sind! Da gehören diese Männer zu den ehrwürdigsten Stützen der öffentlichen Glückseligkeit, indeß sie dort die schändlichsten Werkzeuge zu Erhaltung und Vermehrung der Dummheit, des Aberglaubens, der Unduldsamkeit und des Sittenverderbens sind! Möchte es doch einst der allgütigen Vorsehung gefallen, alle Völker der Erde mit einer aufgeklärten, gutdenkenden und duldsamen Priesterschaft zu segnen!

Wenn ein Indier krank ist, so bleibt sein Arzt und Priester Tag und Nacht bei ihm, und macht mit einer Klapper, worin trockne Bohnen sind, und die sie Tschitschikue nennen, ein sehr unangenehmes Geräusch, welches sich nicht gut beschreiben läßt. Einen Europäischen Kranken würde das ungemein beunruhigen, und die guten Wirkungen der Arzenei hindern; aber bei den Indiern glaubt man dadurch die Tücke des bösen Geistes, der die Krankheit erregt, zu vereiteln. Deßwegen erträgt man dieses beschwerliche Geräusch mit Vergnügen; und die Einbildung, daß es die jetzt genannte Wirkung haben werde, mag vielleicht zu Genesung des Kranken je zuweilen etwas beitragen. Denn die Wirkungen, welche die Einbildungskraft auf unsern Körper hat, gehen weiter, als man gemeiniglich glaubt; und ich bin sehr überzeugt, daß ein Arzt, der das volle Vertrauen der Leute hat, manchen Kranken bloß dadurch heilen könnte, wenn er ihm mit Zuversicht seine nahe Genesung verkündigte. Dies wissen und bestätigen in unsern Tagen Diejenigen, welche die Leute wissentlich oder unwissentlich durch das sogenannte Magnetisiren täuschen. Nicht die Gaukeleien, die sie dabei vornehmen, sondern der starke Glaube und die erregte Einbildungskraft ihrer Kranken, sind das Mittel, wodurch sie Zuckungen und schlafähnliche Betäubungen, zuweilen auch wol eine vorübergehende Besserung bewirken können. Die Herren scheinen bei den Indischen Priestern in der Lehre gewesen zu sein. —

Beim Anfange des Neumonds singen und tanzen die Indier; ob dies aber ein gottesdienstlicher Gebrauch, oder bloß ein natürlicher Ausbruch ihrer Freude über die Wiederkunft des Lichtes sei, welches die Nächte erleuchtet, habe ich nicht erfahren können.

Einige Reisende haben bei diesen Völkern alle Gebräuche der Juden, andere sogar verschiedene dunkle Religionsbegriffe der Christen finden wollen. Was mich betrifft, so muß ich gestehn, daß ich weder von den einen, noch von den andern Etwas bei ihnen habe bemerken können.

Ueberhaupt haben die Indier nur sehr wenige und einfache Lehrsätze. Ihre ganze Glaubenslehre besteht nicht sowol in gewissen Sätzen, als vielmehr bloß darin, daß sie alle außerordentliche Naturbegebenheiten, die sie, aus Mangel an Naturkenntnissen, nicht zu erklären wissen, als Erdbeben, Donner und Stürme, für unmittelbare Wirkungen unsichtbarer Wesen halten, und sich durch die angeblichen Zaubereien und Beschwörungen ihrer Priester davor zu sichern suchen. Die Furcht hat daher mehr Einfluß auf ihren Gottesdienst, als Dankbarkeit, und sie geben sich — gerade wie bei uns der unwissende gemeine Mann — weit mehr Mühe, dem Zorne der bösen Geister auszuweichen, als sich die Gunst der guten zu erwerben.

Alle abergläubige Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Ländern viel mit Träumen zu schaffen gehabt; so auch die Indier. Will man sehen, zu welchen Albernheiten und Ausschweifungen der Aberglaube auch in diesem Stücke führen kann, so lese man folgende Nachrichten, die sich von Französischen Glaubensboten herschreiben.

»Nichts gleicht den Ausschweifungen, welche die Indier in Ansehung der Träume begehn, die sie, wie alle einfältige und abergläubige Leute, für Eingebungen der Geister, und also für bedeutend halten. Dieser Einbildung zufolge hält nicht allein Derjenige, welcher geträumt hat, sich für verbunden, das Geträumte wahr

zu machen, sondern es würde auch ein Verbrechen für Diejenigen sein, an welche er sich wendet, wenn sie ihm Dasjenige versagten, was er träumend gewünscht hatte, die Sache bestehe, worin sie wolle.«

»Wenn Dasjenige, was einer im Traume wünschte, von der Art ist, daß es ihm durch einen einzelnen Menschen nicht verschafft werden kann, so nimmt der ganze Stamm es über sich, ihm dazu zu verhelfen. Es muß herbeigeschafft werden, es koste was es wolle, und müßte man es auch mehre hundert Meilen weit suchen. Hat man es erlangt, so verwahrt man es, mit erstaunlicher Sorgfalt, als ein Heiligthum. Ist das Begehrte ein Thier, und stirbt dasselbe über kurz oder lang, so geräth man darüber in eine Unruhe, die sich nicht beschreiben läßt. Die Sache ist noch weit ernsthafter, wenn es Jemand einfällt, zu träumen, er schlage Diesen oder Jenen todt; denn er tödtet ihn wirklich, wenn er kann; allein wehe ihm, wenn es einem Andern einkommt, zu träumen, daß er den Getödteten räche! Denn in diesem Falle wird der Todtschläger wieder todtgeschlagen. Das einzige Mittel, im Fall eines solchen Traums für Diejenigen, welche nicht blutgierig sind, ist dieses, daß sie den Schutzgeist durch Geschenke versöhnen.«

»Zwei Glaubenswerber, welche mit Indiern reiseten, erzählten folgenden seltsamen Vorfall, wovon sie Augenzeugen waren. — Es war mitten in der Nacht, als plötzlich einer von diesen Indiern in großer Bewegung aufwachte, und alle Andere in Unruhe und Schrecken versetzte. Er war ganz außer Athem, das Herz klopfte ihm, er wollte schreien, aber er konnte nicht, er schlug als ein rasender Mensch um sich.«

»Der ganze Haufe war sogleich auf den Beinen,

Man glaubte anfänglich, er habe einen Anfall vom bösen Wesen. Man bemächtigte sich daher seiner Hände, und wandte Alles an, um ihn zu besänftigen. Umsonst! Seine Wuth nahm beständig zu; und weil es immer schwerer wurde, ihn zu halten, so versteckte man alle Waffen. Einigen fiel es ein, ihm einen Trank von gewissen gekochten Kräutern zu geben. Allein unter der Zeit, da man denselben fertig machte, fand er Mittel, zu entwischen, und sprang in einen benachbarten Fluß. Man zog ihn sogleich wieder heraus; er versicherte hierauf, es friere ihn sehr, aber er war nicht zu bewegen, sich zu einem Feuer zu setzen, welches man in der Geschwindigkeit angemacht hatte. Er ließ sich vielmehr an dem Fuße eines Baums nieder, und verlangte, man solle eine Bärenhaut mit Stroh ausstopfen. Sein Wille wurde sogleich erfüllt.«

»Jetzt schien er etwas ruhiger zu sein. Man reichte ihm daher den Trank, welcher unterdeß fertig geworden war; allein er wollte ihn nicht nehmen. Man muß ihn, sagte er, dem Kinde geben, indem er auf die ausgestopfte Bärenhaut zeigte. Auch hierin wurde ihm augenblicklich gewillfahrt; man goß den ganzen Trank in den Rachen der Thierhaut.«

»Nunmehr fragte man ihn: was ihm denn eigentlich fehle? Mir hat geträumt, war seine Antwort, es sei mir ein Vogel in den Magen gekrochen. Kaum hatte er dieses ausgesprochen, so war die ganze Gesellschaft fast eben so unsinnig, als er. Alle schrien aus voller Kehle: sie hätten auch ein Thier im Leibe. Jeder ahmte hierbei die Stimme desjenigen Thiers nach, welches er bei sich zu haben glaubte, indem der Eine wie eine Gans, der Andere wie eine Ente, der Dritte wie eine Trappe, der Vierte wie ein Frosch u. s. w.

schrie. Unter diesem unsinnigen Geschrei richteten sie eine Badstube auf, um die im Leibe habenden Thiere durch Schweiß wieder herauszutreiben. Der Schluß dieses Possenspiels bestand darin, daß am Ende Alle anfingen, Den, der die Hauptrolle gespielt hatte, nach dem Zeitmaße zu schlagen, um ihn durch Schläge zu ermüden und in den Schlaf zu bringen. Dies Mittel half. Er fiel in einen tiefen Schlaf, und wachte am andern Morgen gesund wieder auf, ohne daß er sich über irgend Etwas beklagte, obgleich sein ganzer Leib von Schlägen mürbe gemacht war.«

Sollte man es glauben — wenn man nicht so viel ähnliche Früchte eines dummen Aberglaubens mitten in den aufgeklärtesten Europäischen Ländern noch immer vor Augen hätte — daß Menschen, welche mit Vernunft begabt sind, zu solchen abergläubischen Ausschweifungen fähig wären? Aber so ist's; man sei nur erst so weit gekommen, daß man kein Bedenken mehr trägt, ohne vernünftige Gründe Etwas bloß deßwegen für wahr zu halten, weil es wunderbar klingt und weil Betrüger und Betrogene ihm einen heiligen Anstrich zu geben wußten; und von Stund' an läßt sich nichts so Ungereimtes, Hirnloses und Schädliches erdenken, welches man uns nicht als etwas Uebernatürliches, Heiliges und Göttliches aufbinden könnte; von Stund' an giebt es keine Ausschweifung, keine Thorheit und keine Laster mehr, die wir, sobald uns irgend eine abergläubische Grille dazu auffodert, nicht zu begehen in Stande wären! O, meine jungen Freunde, verschließt eure Herzen dem Gifte des Aberglaubens und einer frommen Schwärmerei, und um dieses zu können, bildet eure Vernunft — die edle Gottesgabe — durch fleißige Uebungen im Nachdenken und durch Erlernung nützli-

cher Wissenschaften aus! — Aber noch ein Wort von der Traumseuche der Indier.

»Man hat bei diesen Leuten, zur Verstärkung ihres Glaubens an den übernatürlichen Ursprung der Träume, ein eignes Traumfest angeordnet, welches Einige, und zwar mit großem Rechte, in ihrer Landessprache mit einem Namen belegt haben, welcher eine Umkehrung des Gehirns bedeutet. Dieses Fest gleicht den Bacchusfesten der Alten, es dauert ordentlicherweise 14 Tage, und wird gegen das Ende des Winters gefeiert. Alle Einfälle und Thorheiten sind alsdann erlaubt; und die Ausschweifungen, welchen man sich dabei überläßt, überschreiten fast allen Glauben.«

»Ein Jeder läuft von Hütte zu Hütte unter tausenderlei lächerlichen Verkleidungen. Man zerbricht, man zerschlägt Alles, und Niemand hat das Herz, sich zu widersetzen. Man fragt Diejenigen, welche man antrifft, um die Auslegung seines letzten Traums; und Diejenigen, welche ihn errathen, sind verbunden, den Gegenstand des Traums zu schaffen. Nach dem Feste wird Alles wieder zurückgegeben. Es endigt sich mit einem großen Schmause, und Jeder denkt an nichts weiter, als wie er Das, was er verderbt oder beschädiget hat, wieder gut machen solle, welches oft viel Zeit und Mühe erfodert. Ein Französischer Glaubensprediger, welcher einst das Unglück hatte, in ein solches Fest mit verwickelt zu werden, macht davon folgende Beschreibung:«

»Das bevorstehende Fest wurde,« sagt er, »den 22sten Hornung ausgerufen; und die Alten, durch welche diese Ankündigung geschah, thaten es mit einem so ernsthaften und feierlichen Wesen, als wenn es eine wichtige Staatssache beträfe. Kaum waren diese wieder in ihre Hütte zurückgekehrt, so sah man Männer, Weiber und

Kinder aus ihren Wohnungen fast nackend hervorlaufen, obgleich eben eine unerträgliche Kälte herrschte. Sie breiteten sich auf allen Seiten aus, und liefen, wie besoffene oder rasende Leute umher, ohne zu wissen, wohin sie wollten, oder was sie eigentlich verlangten. Einige bedienten sich der Freiheit des Festes, welches alle Gewaltthätigkeiten rechtfertiget, und suchten ihre Nachbegierde gegen Diejenigen zu befriedigen, die ihnen etwas zuwidergethan hatten. Sie zerschlugen Alles in den Hütten derselben, und prügelten Diejenigen, auf welche es eigentlich gemünzt war. Einigen gossen sie einen ganzen Kübel voll Wasser über den Kopf, Andere bewarfen sie mit heißer Asche oder allerlei Unreinigkeiten, noch Andern warfen sie Feuerbrände und glühende Kohlen an den Kopf. Das einzige Mittel, sich vor dieser Verfolgung zu sichern, war, daß man Träume errathen mußte, die eben so abgeschmackt als dunkel waren.«

»Der Geistliche und sein Gefährte liefen gleichfalls Gefahr, erbärmlich gemißhandelt zu werden. Einer der Wahnwitzigen kam in die Hütte, wohin sie sich anfangs geflüchtet hatten; aber zum Glücke hatte die Furcht sie schon wieder aus derselben herausgetrieben. Der Wüthende, welcher dadurch gehindert wurde, seinen Vorsatz auszuführen, rief: man solle seinen Traum errathen; und weil sich Keiner fand, der das vermochte, so erklärte er ihn selbst, indem er sagte: ich tödte einen Franzosen. Sogleich warf der Eigenthümer der Hütte ihm ein Französisches Kleid hin, welches der Andere mit vielen Stichen durchlöcherte. Darauf aber gerieth Derjenige, welcher das Kleid hingeworfen hatte, gleichfalls in Wuth, und schwur: er wolle den Franzosen rächen, und das ganze Dorf in Asche legen. Er fing

auch in der That an, seine eigne Hütte in Brand zu stecken, und als Jedermann hinauslief, so schloß er selbst sich darin ein. In dem nämlichen Augenblicke kehrte der Französische Geistliche zurück; er hörte, was sein Wirth vorhabe; schlug hierauf die Thür ein, löschte das Feuer, welches noch nicht weit um sich gegriffen hatte, glücklich, und zwang den Wirth, hinauszugehn. Dieser lief hierauf durch's ganze Dorf und schrie, er wolle Alles in Brand stecken! Man warf ihm einen Hund hin, in der Hoffnung, daß er seine Wuth an diesem Thiere stillen werde; allein er sagte: das sei noch nicht genug, den Schimpf zu tilgen, den man ihm dadurch angethan habe, daß man einen Fremden in seiner Hütte getödtet habe. Man warf ihm noch einen Hund hin, den er in Stücken zerriß; worauf denn seine Wuth gestillt war.«

»Dieser Indier hatte einen Bruder, welcher auch seine Rolle spielte. Er war gekleidet, wie man einen Satyr vorstellt, und vom Kopfe bis auf die Füße mit Blättern bedeckt. Zwei Weiber, die ihn begleiteten, hatten das Gesicht schwarz gefärbt, die Haare zerstreut um den Kopf fliegen, eine Wolfshaut um den Leib gewickelt und in der Hand einen Pfahl. Mit diesem Gefolge ging der Mann in alle Hütten, heulte aus allen Kräften, kletterte auf die Dächer, machte daselbst tausenderlei geschickte Wendungen, die mit einem entsetzlichen Geschrei begleitet waren, stieg dann wieder hinunter und ging ernsthaft ab, indem seine Begleiterinnen vorangingen, die nun auch ihrerseits rasend geworden waren, und Alles, was sie unterweges antrafen, mit ihren Pfählen umwarfen.«

»Diese edle Gesellschaft von Rasenden war nicht sobald wieder zu sich selbst gekommen, als eine andere

Weibsperson auftrat, um eine ähnliche Rolle zu spielen. Sie drang mit Gewalt in diejenige Hütte ein, worin die beiden Franzosen sich versteckt hielten, und war dabei mit einer Flinte bewaffnet, die sie irgendwo bekommen hatte, da sie ihren Traum errathen ließ. Mit diesem Gewehr in der Hand sang sie ein Kriegeslied, und stieß tausend Flüche wider sich selbst aus, wofern es ihrem Muthe nicht gelingen sollte, einen Gefangenen zurückzubringen.«

»Dicht hinter dieser Furie kam ein Krieger, der in der einen Hand einen Bogen, in der andern einen Flintenspieß hielt; — man kann denken, wie den armen wehrlosen Geistlichen dabei zu Muthe werden mußte! Nach langem Geheule fiel er auf einmahl über das Weib her, welches unterdeß wieder ruhig geworden war. Er setzte ihr den Spieß an die Kehle, faßte sie bei den Haaren, schnitt ihr eine Handvoll davon ab, und begab sich hierauf zurück.«

»Bald darauf erschien ein Gaukler mit einem Stabe in der Hand, der mit Federn geziert war. Er rühmte sich, durch Hülfe dieses Werkzeuges die verborgensten Dinge entdecken zu können. Man trug ein Gefäß vor ihm her, welches mit einem Tranke angefüllt war, wovon er bei jeder ihm vorgelegten Frage Etwas in den Mund nahm, es hierauf wieder wegspuckte, auf seine Hände und seinen Stab hauchte, und dann das Räthsel, welches man ihm vorgelegt hatte, errieth.«

»Auch ihm folgten zwei Weiber, die zu erkennen gaben, daß sie etwas verlangten. Das eine breitete eine Matte aus; man errieth, daß sie Fische begehre, und man willfahrte ihr auf der Stelle. Das andere trug ein Werkzeug zum Ackerbau in der Hand, und man erkannte daran, daß sie ein Stück Land verlange, um es

anzubauen. Sogleich führte man sie zum Dorfe hinaus, um ihr anzuweisen, was sie begehrt hatte.«

»Einem Oberhaupte hatte geträumt, er sehe zwei Menschenherzen. Dieser Traum, den Niemand erklären konnte, setzte Jedermann in die größte Unruhe. Man verlängerte das Fest um einen Tag; aber auch an diesem blieben alle Versuche, die Bedeutung des Traums zu finden, fruchtlos. Endlich ergriff man die Partei, den Schutzgeist des Mannes durch Geschenke zu besänftigen; und damit hatte das tolle Fest ein Ende *).«

Man sieht, daß diese unsinnige Festlichkeit eine Art von heiligem Fastnachtsspiel war, welches seinen Ursprung dem Glauben an Geister und Traumdeutereien verdankte.

22.

Von den Krankheiten der Indier.

Wer einfach, natürlich, hart und thätig lebt, der ist in der Regel gesund, und erreicht ein hohes Alter; wer hingegen ein verzärteltes, weichliches, wollüstiges und faules Leben führt, der ist ordentlicher Weise mancherlei Krankheiten unterworfen, wird vor der Zeit alt, und stirbt, wenn Jener noch im vollen Genuß seiner ungeschwächten Kräfte und seines thätigen Lebens ist.

Nach dieser Regel, welche sich überall bestätiget — seltene Ausnahmen abgerechnet — werden meine jungen Leser wol schon von selbst vermuthen, daß die Indier überhaupt gesunder sind, als wir, und viele schmerzhafte und tödtliche Krankheiten, welche eine Folge der Uep-

*) Allgem. Reisen. 17ter Bd. S. 32 u. folg.

pigkeit bei gesitteten Völkern sind, gar nicht kennen. So verhält es sich denn auch wirklich; und wir können daher von ihnen lernen, wie man es anfangen müsse, wenn man gesund und stark zu werden wünscht. Das sichere Mittel dazu ist ein der Natur gemäßes einfaches Leben, bei Anstrengung und Mäßigkeit.

Aber so wie unsere Landleute, welche, bei ihrer Art zu leben, auch viel gesunder sein und ein höheres Alter erreichen mußten, als die üppigen, schwelgerischen und verfeinerten Menschen der gesitteten Stände, sich nicht selten, bald durch eine Ueberladung, bald durch übertriebene Anstrengung ihrer Kräfte, bald durch Mangel an Kenntniß Dessen, was unserm Körper schädlich ist, Krankheiten und einen frühen Tod zuzuziehen pflegen, so machen auch verschiedene Indier eine Ausnahme von der Regel, und büßen für die Fehler, die sie entweder aus Unwissenheit oder aus Gierigkeit, oft auch aus unvermeidlicher Noth begehn.

Vorzüglich greift der anhaltende Hunger, dem sie auf ihren langen Streifereien oft ausgesetzt sind, und die darauf folgende Gefräßigkeit, ihren Körper sehr an; und gefährliche Krankheiten sind zuweilen die Folge davon. Ihre gewöhnlichste Krankheit ist das Seitenstechen, gegen welches sie ihr allgemeines Hülfsmittel, das Schwitzen, gebrauchen. Sie richten dazu eine eigene Schwitzstube, und zwar auf folgende Art, ein.

Es werden einige kleine Stangen in die Erde gesteckt, die sie oben zusammenbiegen und an einander binden, so, daß dadurch eine Art von Kuppel entsteht. Hierüber legen sie viele Felle oder Decken, daß keine Ritze übrig bleibt, wodurch Luft hinein- oder herauskommen könnte. Vorn bleibt bloß eine kleine Oeffnung übrig, wodurch ein Mensch eben hineinkriechen kann, die

dann aber hinter ihm auch verschlossen wird. In die Mitte dieses engen Gerüstes legen sie glühende Steine, auf welche Wasser gegossen wird, das durch seine Dämpfe eine sehr große Hitze erregt.

Wenn sie nun eine Zeit lang darin ausgehalten haben, und in starke Ausdünstung gerathen sind, so laufen sie sofort an das nächste Wasser und tauchen darin unter. Sie bleiben indeß nicht über eine halbe Minute darin, sondern ziehen gleich ihre Kleidung wieder an, und rauchen eine Pfeife, in der festen Ueberzeugung, daß das Mittel helfen werde. Oft schwitzen sie auch auf diese Weise, bloß um sich zu erfrischen, oder sich zu einem Geschäfte vorzubereiten, das viele Ueberlegung und List erfodert. Sie wissen nämlich aus ihrer Erfahrung, daß die Seele nie freier wirkt, als wenn der Körper reichlich ausgedünstet hat, dann aber auch durch ein kaltes Bad wieder gestärkt worden ist. Ebendiese Erfahrung kann, wer da will, in Europa auch machen.

Sonst trifft man hie und da, jedoch nur selten, auch wol Lähmungen und Wassersuchten bei den Indiern an. Ihre Mittel dagegen sind Bähungen und Tränke, aus Kräutern gekocht, die ihre Aerzte sehr gut zuzubereiten und anzuwenden wissen. Aber diese Arzeneimittel mögen noch so kräftig sein, so traut der Indier ihnen allein doch nicht, sondern er nimmt immer einige abergläubische Feiergebräuche zu Hülfe, die ebenderselbe geistliche Mann, der sein Arzt ist, zu verrichten versteht. Auf diese verläßt er sich mehr, als auf die Arzeneien.

Noch größer ist ihre Geschicklichkeit und Erfahrung in wundärztlichen Behandlungsarten der Kranken. Sie wissen sehr gut, gewisse Kräuter zur Heilung von Wunden, Quetschungen und Knochenbrüchen anzuwenden. Durch sie können sie Splitter, Stücke Eisen oder andere

Dinge, wodurch die Wunde verursacht wurde, ohne Erweiterung des Schadens ausziehn; und sie bringen eine solche Arzung geschwinder und glücklicher zu Stande, als man bei ihrer rohen Art zu verfahren erwarten sollte.

Um Splitter aus den Wunden zu ziehen, bedienen sie sich auch der Haut, welche die Schlangen jährlich abzuwerfen pflegen. Ungeachtet diese ganz aufgetrocknet ist, so thut sie doch in solchen Fällen die gehoffte Wirkung. Ueber das Wie? gestehe ich meine Unwissenheit.

Wenn heftige Arbeiten, oder allzustarke Hitze und Kälte, ihnen Gliederschmerz zuziehen, so heilen sie sich damit, daß sie den schmerzenden Theil schröpfen. Diejenigen Völkerschaften, welche mit Europäern noch gar keine Gemeinschaft, also auch noch gar keine Europäische Werkzeuge haben, bedienen sich hiezu eines scharfen Kieselsteins, dem sie mit sehr großer Geschicklichkeit eine sehr feine Spitze zu geben wissen. Ein Aderlaßeisen kann kaum schärfer sein, als dergleichen Werkzeuge aus Stein verfertigt.

So lange Jemand noch essen mag, können sie sich nicht überzeugen, daß er krank sei. Nur dann erst. wann ihm die Eßlust vergeht, sehen sie seine Krankheit für gefährlich an, und bemühen sich, ihm zu helfen. Uebrigens wissen sie nichts von einer Lebensordnung für Kranke, und Jeder von ihnen darf essen, wozu er Lust hat.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Priester vor dem Kranken ein unaufhörliches Geräusch mit der Klapper Tschitschikue machen. Man glaubt, daß sie hiedurch von den Geistern die Ursache der Krankheit erfahren, um sie zweckmäßig behandeln zu können. Die bösen

Geister haben, ihrer Meinung nach, an allen Krankheiten Antheil; sie wenden daher zu jeder Arzung nicht bloß die ihnen nöthigscheinenden Arzeneien, sondern auch allerlei alberne Gaukeleien an, die gegen die eingebildeten Wirkungen der bösen Geister schützen sollen; gerade so wie der unwissende gemeine Mann bei uns sich nicht auf die natürlichen Arzneimittel verläßt, sondern auch seine Zuflucht zu einem sogenannten klugen Manne oder klugen alten Weibe nimmt, die, wie sie sagen, das Uebel besprechen, d. i. durch Zauberworte bändigen müssen, damit es nicht weiter um sich greife.

Wie ähnlich sich doch im Grunde die Menschen, bei allen äußern Verschiedenheiten, unter allen Himmelsstrichen sind! Wie besonders Unwissenheit und Aberglaube überall fast einerlei Albernheiten erzeugen!

23.

Von der Art der Indier, ihre Todten zu behandeln.

Ebendieselbe Kaltblütigkeit, welche der Indier bei den meisten Vorfällen seines Lebens beweiset, verläßt ihn auch in der Stunde des Todes nicht. Er sieht seinem herannahenden Ende mit einer Ruhe und Gleichmüthigkeit entgegen, deren in Europa kaum der größte Weltweise fähig sein dürfte.

Sobald der Arzt ihm das Todesurtheil zugesprochen hat, so redet er die Umstehenden mit einer Fassung an, welche die größte Bewunderung verdient. Ist er ein Oberhaupt und hat er Familie, so hält er eine Art von Sterberede, worin er seinen Kindern allerhand nöthige Regeln giebt. Dann nimmt er Abschied von seinen Freun-

den, und ordnet ein Gastmahl für Diejenigen an, welche ihm eine Leichenrede halten wollen.

Hat er nun den Geist aufgegeben, so wird sein entselter Körper eben so angekleidet, als er im Leben zu gehen pflegte. Man bemahlt ihm das Gesicht, und setzt ihn alsdann in aufrechter Stellung auf eine Matte oder auf ein ausgebreitetes Fell mitten in der Hütte nieder. Seine Waffen legt man neben ihn. Die Anverwandten setzen sich hierauf rund um ihn herum, und Jeder hält ihm, der Reihe nach, eine Art von Leichenrede. Man erzählt und rühmt dabei, wenn er ein berühmter Krieger war, alle seine Heldenthaten, auf eine Art, die in ihrer Sprache eben so gefällig als dichterisch klingt. Ich will ein Beispiel davon hersetzen.

»Du sitzest noch unter uns, Bruder! Dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt, und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme; nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor wenigen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? Warum schweigen jetzt diese Lippen, von welchen wir noch kürzlich so gefällige und nachdrückliche Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenem Gebirge? Warum hangen ohnmächtig diese Arme, welche sonst die höchsten Bäume hinaufklettern und den stärksten Bogen spannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als er vor dreihundert Wintern war!«

»Dennoch wollen wir dich nicht betrauern, als wenn du auf immer für uns verloren wärest, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte! Dei-

ne Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahingegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen.«

»Beseelt von der Achtung, die wir bei deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den letzten Liebesdienst zu erweisen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen.«

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob eines abgeschiedenen Freundes.

Wenn dies vorbei ist, und man sich gerade in einer großen Entfernung von dem allgemeinen Begräbnißplatze befindet, oder wenn der Todesfall sich im Winter ereignet, so wickeln sie den Körper in Häute und legen ihn auf ein hohes Gerüst, oder auf die Zweige eines großen Baums, und lassen ihn daselbst bis zum Frühlinge liegen. Alsdann tragen sie ihn, nebst den übrigen Leichen ihres Stammes, nach dem allgemeinen Begräbnißorte, wo er mit verschiedenen Feierlichkeiten, die ich nie erfahren konnte, begraben wird. Stirbt hingegen ein Indier zur Sommerzeit und in einer weiten Entfernung von dem Begräbnißplatze, so, daß die Leiche eher in Fäulniß übergeht, als sie dahin gebracht werden kann, so wird das Fleisch von den Knochen gebrannt, und diese werden aufbewahrt, um in der Folge auf die gewöhnliche Weise begraben zu werden.

Als die Nadowessier ihre Todten nach der großen

Höhle brachten, um sie daselbst beizusetzen, so suchte ich die übrigen Feiergebräuche, die sie bei der Beerdigung vornehmen, mit anzusehen; allein ich bemerkte, daß sie mich nicht gern dabei sahen; es sei nun, daß sie ihre Gebräuche vor mir geheim halten, oder mich dem üblen Geruche, den die Leichen von sich geben, nicht gern aussetzen wollten. Ich hielt es daher auf allen Fall der Klugheit gemäß, ihnen zu willfahren und mich zu entfernen.

Nach vollendeter Beerdigung setzen die Anverwandten allerlei Sinnbilder an die Stelle, wo ihr Todter ruht, damit seine Vorzüge und Verdienste auf die Nachwelt kommen mögen.

Dem Glauben gemäß, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf eben die Art, wie hienieden, beschäftigen, daß sie ihren Unterhalt dort auch auf der Jagd erwerben und, so wie hier, mit Feinden kämpfen müssen, begraben sie dieselben mit allen ihren Waffen. Außerdem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeuge zu Kleidungen, allerhand Hausrath, und sogar Farbe, sich zu bemahlen, mit ins Grab.

Meine jungen Leser werden dies vermuthlich sehr lächerlich finden; und sie haben Recht. Aber ist es wol weniger lächerlich, wenn wir, die wir edlere Begriffe von dem Zustande der Verstorbenen haben, und die wir gar wohl wissen, daß sie von alle Dem, was sie hier auf Erden hatten, weder Etwas mitnehmen, noch Etwas gebrauchen können, wenn wir, sage ich, dem Leichnam unserer Verstorbenen gleichfalls theure Kleidungsstücke anziehen und ihnen Kostbarkeiten mitgeben, die nachher in der Erde verfaulen oder verrosten müssen? Ist es weniger lächerlich, wenn wir glauben, daß der leblose Körper an der einen Stelle besser, als an der andern ruhen werde? — Thorheit gegen Thorheit gehalten, ist, dünkt

mir, die eine gar wohl der andern werth; und es steht uns schlecht an, über die lächerlichen Gebräuche der Indier zu spotten, indeß wir selbst uns gleicher oder ähnlicher Lächerlichkeiten noch immer schuldig machen.

Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen betrauern seinen Verlust mit großem Kummer und Schmerz. Sie schreien und heulen, und verdrehen ihre Glieder, wenn sie um die Leiche herumsitzen; doch machen sie von Zeit zu Zeit Pausen darin, um die Lobreden der Oberhäupter nicht zu stören.

Bei den Nadowessiern fand ich einen Trauergebrauch, den ich bei keiner andern Völkerschaft bemerken konnte, diesen nämlich: die Männer zerstechen sich, zum Beweise ihres Schmerzens, das Fleisch an den Armen über den Elbogen mit Pfeilen, wovon ich bei Vornehmen und Geringen häufige Narben fand. Die Frauenspersonen zerfetzen sich in gleicher Absicht die Beine mit einem scharfen Kieselsteine, bis das Blut häufig herausquillt.

Während meines Aufenthalts bei den Nadowessiern verloren die Bewohner eines benachbarten Zelts ihren vierjährigen Sohn. Die Liebe der Indier gegen ihre Kinder ist unbeschreiblich groß; sie wurden daher über diesen Verlust so tief gerührt, daß der Vater, theils durch diesen Kummer, theils durch den Verlust des Bluts, welches er darüber vergoß, sich selbst den Tod zuzog. Bis dahin war die Mutter eben so untröstbar gewesen; aber kaum sah sie ihren Mann sterben, so hörte sie auf einmal auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelassen.

Diese schleunige Veränderung befremdete mich; ich fragte sie also um die Ursache davon. Sie antwortete hierauf: der Gedanke, daß ihr Kind, seiner großen Jugend wegen, in dem Lande der Geister sich seinen Un-

terhalt nicht würde verschaffen können, habe ihren Mann und sie am meisten beunruhiget; jetzt hingegen, da ihr Mann ebendahin gegangen sei, der sein Kind zärtlich liebe, und die Jagd sehr gut verstehe, falle ihre Besorgniß weg. Nunmehr sei sie überzeugt, ihr Kind sei glücklich, und sie wünsche jetzt nichts mehr, als bei ihm und ihrem Gatten zu sein.

Ebendiese Frau ging nachher jeden Abend an den Baum, an dessen Zweigen ihr Mann und Sohn lagen, schnitt sich eine Locke von ihrem Haare ab, streute dieselbe auf der Erde umher, und betrauerte in einem schwermüthigen Liede den frühzeitigen Tod derselben. Sie rechnete dabei gemeiniglich die Thaten her, die ihr Sohn, wenn er länger gelebt hätte, verrichtet haben würde. Dieser Gedanke schien sie jedesmahl zu begeistern und ihren Schmerz auf eine Zeit lang zu besänftigen.

»Wärest du bei uns geblieben, mein lieber Sohn — so pflegte sie zu singen — wie würde der Bogen deine Hand geziert haben, wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unsers Stammes geworden sein! Du würdest oft ihr Blut getrunken, oft ihr Fleisch gegessen haben, und zahlreiche Sklaven wären die Belohnung deiner Arbeit geworden. Mit starkem Arme würdest du den verwundeten Büffel niedergerissen, oder den wüthenden Bären bekämpft haben. Du hättest das fliegende Elendthier eingeholt, und auf dem Gipfel des Gebirges dem schnellsten Rehe Trotz geboten. Was für Thaten würdest du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hättest, und von deinem Vater in allen Indischen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden?«

Man erstaunt über die schönen und kühnen Ausdrücke, welche dem rohesten Indier bei solchen Gelegen-

heiten von selbst zufließen. Die Frau, von welcher hier die Rede ist, war an ähnlichen rührenden Klagen unerschöpflich, und sie brachte oft den größten Theil der Nacht mit diesem traurigen Geschäfte zu.

Ueberhaupt beobachten die Indier die Trauer über ihre Todten mit großer Strenge. Bei einigen Völkerschaften schneiden sie sich das Haar ab, bemahlen sich das Gesicht schwarz, sitzen in einer aufrechten Stellung mit dicht zugebundenem Kopfe, und entsagen allen Vergnügungen. Diese Strenge beobachten sie etliche Monate, und einen geringern Grad von Trauer wenigstens einige Jahre.

Man erzählte mir, daß die Nadowessier, wenn sie an ihre verstorbenen Anverwandten von ungefähr erinnert würden, oft noch nach neun Jahren anfingen laut zu heulen. Dieser Beweis ihrer fortdauernden Achtung und Liebe währte oft etliche Stunden; und wenn es ihnen gerade gegen Abend einfiele, ihren Schmerz über den ehemahligen Verlust derselben zu erneuern, so stimmten ihre Nachbaren gemeiniglich mit ein.

24.

Von der Sprache und den Sinnbildern der Indier.

Die Sprachen der Nordamerikanischen Indier können in vier Hauptsprachen abgetheilt werden. Die erste wird von den Irokesischen Völkerschaften in den westlichen Gegenden, die zweite von den Tschipiwäern oder Algonkinen in den nordwestlichen, die dritte von den Nadowessiern in den westlichen, und die vierte von den Tscherokisen und Tschikasaern in den südlichen geredet. Die übrigen Völkerschaften habe

entweder die eine oder die andere von diesen angenommen.

Indessen scheint die Sprache der Tschipiwäer unter allen am meisten verbreitet zu sein. Diese wird auch durchgängig, als die vornehmste, so sehr geschätzt, daß die Oberhäupter von mehr als dreißig verschiedenen Stämmen sie fast allein in ihren Rathsversammlungen reden, wenn sie gleich nicht ihre Landessprache ist. Vermuthlich wird sie nach und nach bei allen Indischen Völkerschaften die Oberhand gewinnen, da schon jetzt Keiner es wagen darf, weite Reisen zu unternehmen, oder sich zu Unterhandlungen mit einem entfernten Volke gebrauchen zu lassen, ohne diese Sprache zu verstehn.

Da die Indier nichts von Höflichkeitsworten wissen, sondern jede Sache bei ihrem rechten Namen nennen, so fehlen ihnen auch eine Menge Wörter und Redensarten, welche in den Sprachen gesitteter Völker gefunden werden. Bei ihren einfachen und nicht verfeinerten Sitten haben sie bloß Ausdrücke für ihre Bedürfnisse und für einige Bequemlichkeiten des Lebens, deren man aber bei einer so natürlichen Lebensart, als die ihrige ist, nur sehr wenige kennt.

Buchstabenschriften kennen sie ganz und gar nicht. Aber sie verstehen die Kunst, sich ihre Gedanken durch bedeutende Bilder (Hieroglyphen) mitzutheilen. Diese werden besonders dazu gebraucht, das Andenken an vorzügliche Handlungen und Begebenheiten zu erhalten, wie auch dazu, sich gegenseitig von gewissen Dingen zu benachrichtigen, worüber keine mündliche Mittheilung Statt findet. Wenn sie z. B. auf ihren Streifereien irgend ein wichtiges Unternehmen ausgeführt haben, oder auszuführen in Begriff sind, so schälen sie die Rinde von den Bäumen, die sie auf ihrem Wege antreffen,

und bezeichnen darauf für die zurückgebliebenen Parteien auf eine sinnbildliche Weise den Weg, den sie nehmen müssen, um sie wieder einzuholen.

Als ich den Missisippi verließ, und nach dem Obern See den Fluß Tschipiwä hinaufging, so nahm mein Führer, ein Oberhaupt der Tschipiwäer aus der Ortschaft der Ottagamier, folgende Maßregel, um zu verhindern, daß nicht gewisse Parteien von Nadowessiern, mit welchen sein Volk beständig Krieg führt, uns überfallen und Schaden zufügen möchten, ehe sie erführen, wer wir wären.

Er schälte beim Ausflusse des Tschipiwä die Rinde von einem großen Baume, machte hierauf von Holzkohlenstaub und Bärenfett eine Farbe, und zeichnete damit auf die oben abgeschälte Rinde folgende Sinnzeichen. Zuerst ein rohes, aber deutliches Zeichen der Ortschaft der Ottagamier; dann auf der linken Seite desselben einen Mann in Rehfellen, wodurch die Nadowessier bezeichnet werden, aus dessen Munde ein Strich in den Mund eines Rehes ging, welches das Sinnbild der Tschipiwäer ist. Weiter hin zeichnete er einen Indischen Kahn, der den Fluß hinaufging, und in demselben einen Mann mit einem Hute. Diese Figur sollte einen Engländer, oder mich vorstellen. Mein Franzose war mit einem Tuche um den Kopf abgebildet, und zwar als Einer, welcher ruderte. Hiezu fügte er noch verschiedene andere Sinnbilder, unter andern die Friedenspfeife am Vordertheile des Nachens.

Durch diese ganze Vorstellung wollte er den Nadowessiern andeuten: »ein Anführer der Tschipiwäer, in der Ortschaft der Ottagamier, sei von etlichen Oberhäuptern der Nadowessier gebeten worden, den Engländer, der sich vor einiger Zeit bei ihnen aufhielt, den

Fluß Tschipiwä hinaufzuführen; sie möchten ihn daher sicher seine Fahrt vollenden lassen.

Dergleichen Sinnbilder sind allen Indiern so verständlich, als uns die Buchstabenschrift in unserer Muttersprache.

Um meinen jungen Lesern eine kleine Probe von Indischer Mundart zu geben, will ich ein kleines Lied in der Sprache der Nadowessier hersetzen, welches sie zu singen pflegen, wenn sie ihre Jagdzüge anfangen. Die Uebersetzung will ich hinzufügen.

Meo accùna eschta pàta negoschtaga schedscha mena. Tongo Uâkon meo uoschta pàta accùna. Hopiniyahie ouie accuyie meo, uoschta pàta oto tohinoscha meo tiebie.

»Ich will aufstehen vor der Sonne, und jenen Hügel besteigen, zu sehn, wie das neue Licht die Dünste wegjagt, und die Wolken vertreibt. Großer Geist, verleihe mir Glück! Und wenn die Sonne weg ist, leihe mir, o Mond, hinreichendes Licht, mich sicher nach meinem Zelte, mit Wild beladen, zurückzuführen.«

Man wird bemerken, daß jedes Wort in diesem Liede mit einem Selbstlauter schließt, und daß überhaupt der Selbstlauter mehr, als der Mitlauter sind. Man kann hieraus schließen, daß diese Sprache sanfter, als die unsrige, klingen müsse.

25.

Von einigen merkwürdigen Thierarten, die in den innern Theilen von Nordamerika gefunden werden.

Zu den vierfüßigen Thieren dieser Gegenden gehören: Tiger, Bären, Wölfe, Füchse, Hunde, Bergkatzen, wilde Katzen, Büffel, Rehe, Elendthiere, Musethiere,

Rennthiere, Wolfsbären, Stinkthiere, Stachelschweine, Igel, Hamster, Marder, Biberratzen, Eichhörnchen, Hasen, Kaninchen, Maulwürfe, Wiesel, Mäuse, Murmelthiere, Biber, Fischottern, Sumpfottern und Fledermäuse.

Ich will aber von diesen allen nur diejenigen beschreiben, welche entweder diesem Lande eigenthümlich sind, oder sich von ähnlichen Thieren in andern Ländern wesentlich unterscheiden. Zu den Letzten gehört zuvörderst

Der Tiger.

Dieser hat zwar eine Aehnlichkeit mit den Tigern in Asien und Afrika, aber er kommt ihnen weder an Größe, noch an Wildheit und Gefräßigkeit bei. Seine Farbe ist dunkelgraugelb und völlig ohne Flecken. Ich sah einst einen auf der Insel im Flusse Tschipiwä. Er saß in einer kleinen Entfernung von mir auf dem Hintertheile, nach Art der Hunde, und schien sich eben so wenig vor uns zu fürchten, als etwas Arges gegen uns im Sinne zu haben. Uebrigens trifft man dergleichen Thiere hier nur selten an.

Der Bär

ist hier gleichfalls kleiner und minder grimmig, als in andern Nordländern. Aber sein Geschlecht ist in den nördlichen Gegenden von Amerika ungemein zahlreich, und gewährt den Einwohnern mehr als Einen sehr beträchtlichen Nutzen. Die Felle derselben dienen ihnen zu Betten, und ihr Fleisch zur Nahrung. Das [illegible] ist hier sehr saftig und wohlschmeckend, weil das Futter der Bären in diesen Gegenden zum Theil in Weintrauben und andern dergleichen Früchten besteht. Von den Weintrauben sind sie so große Liebhaber, daß sie die höchsten Bäume erklettern, um ihrer habhaft zu werden.

Nur ein heftiger Hunger oder Schmerz kann diese Thiere bewegen, einen Menschen anzufallen, denn ordentlicher Weise sind sie furchtsam, und ein einziger Hund kann mehre zum Laufen bringen.

Mit dem Fette der Bären schmieren die Indier ihre Glieder ein; und diesem Gebrauche haben sie vermuthlich zum Theil ihre außerordentliche Geschmeidigkeit zu verdanken.

Gegen den Winter kriechen die Bären in hohle Bäume, oder graben sich in die Löcher ausgewurzelter Bäume ein, indem sie den Zugang mit Zweigen verstopfen. Daselbst liegen sie unbeweglich still, so lange die strenge Witterung währt; und da man weiß, daß sie keinen Vorrath von Futter mitnehmen, so glaubt man, daß sie etliche Monate zubringen können, ohne irgend ein Nahrungsmittel zu genießen.

Die Bergkatze

unterscheidet sich von einer gewöhnlichen Katze nur dadurch, daß sie größer und wild ist. Menschen greift sie nur selten an.

Der Bison oder Höckerochs

ist in diesen Gegenden sehr zahlreich. Diese Thiere sind größer, als gewöhnliche Ochsen, haben kurze schwarze Hörner und einen langen Bart unter dem Kinne. Ihr langes Kopfhaar hängt ihnen über die Augen, und giebt ihnen ein fürchterliches Ansehn. Der Höcker, den sie auf dem Rücken haben, fängt bei den Hüften an, und geht, indem er gegen die Schultern zu immer höher wird, bis an den Nacken. Das ganze Thier ist mit langen krausen Haaren bewachsen, die eine dunkelbraune oder Mausefarbe haben. Dieses Haar, oder vielmehr diese Wolle wird sehr geschätzt. Der Hals ist ungemein kurz und der Kopf größer, als bei einem Stiere. Die

Brust ist breit, und der Körper wird gegen die Lenden zu immer dünner. Grimmig ist der Bison in diesen Gegenden nicht; er läuft vielmehr, sobald er einen Menschen erblickt. Ein einziger Hund kann ganze Herden von ihnen jagen. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend, die Haut außerordentlich nützlich, und das Haar schickt sich gut zu verschiedenen Webereien.

Das Elendthier

ist viel größer, als ein Hirsch, ungeachtet es eben so gebaut ist, und hat fast die Dicke eines Pferdes. Sein Haar, welches fast kameelfarbig ist, nur etwas mehr ins Röthliche fällt, ist beinahe drei Zoll lang, und so hart als Pferdehaar. Die Geweihe erreichen eine erstaunliche Höhe, und gehen so weit aus einander, daß zwei bis drei Leute dazwischen sitzen können. Ihre Enden haben sie nur an der Außenseite; auch sind dieselben platt und sehr breit. Sie werfen diese Geweihe jährlich im Winter ab, und gegen den August haben die neuen wieder ihre völlige Größe. Sie sind übrigens eben so scheu, als bei uns die Hirsche.

Das Musethier

ist eine bloße Abänderung vom Elendthiere, fast eben so groß und beinahe eben so gestaltet. Es unterscheidet sich zuvörderst dadurch, daß seine Geweihe auf beiden Seiten Zacken haben. Dann ist sein Kopf etwas größer und ungefähr zwei Fuß lang. Seine Oberlefze ist weit größer, als die untere, und die Naselöcher sind so weit, daß ein Mensch seine Hand ziemlich weit hineinstecken kann. Sein Haar ist hellgrau mit schwarzbraun untermischt. Das Fleisch ist sehr angenehm, gesund und nahrhaft. Dies Thier läuft immer im Trabe, und doch so geschwind, daß es von wenig andern Thieren an Schnelligkeit übertroffen wird.

Das Rennthier

ist schon im ersten Theile dieser Reisen beschrieben worden.

Der Wolfsbär

gehört zum Katzengeschlechte, und ist ein schrecklicher Feind der drei vorhergehenden Thierarten. Er lauert auf dem Zweige eines Baums, bis sich eins derselben nähert, springt ihm dann auf den Nacken, und tödtet es, indem er ihm die Kehlader abreißt.

Das Stinkthier

ist das wunderbarste von allen, die man in den Nordamerikanischen Wäldern antrifft. Es hat Aehnlichkeit mit einem Iltiß, ist aber etwas kleiner. Sein Fell ist langhaarig und glänzend, die Farbe schmutzig weiß mit verschiedenen schwarzen Stellen, so daß es hier und da schwarz schattirt zu sein scheint. Sein Schwanz ist lang und dick, wie beim Fuchse. Es lebt in Wäldern und Gebüschen. Sein Vertheidigungsmittel ist eine starkriechende Feuchtigkeit, die es, sobald es sich in Gefahr sieht, von hinten auf eine große Entfernung ausspritzt, und dadurch einen so entsetzlichen Gestank verursacht, daß Menschen und Thiere sich gezwungen sehn, von ihrer Verfolgung abzulassen, um einen Ort zu suchen, wohin dieser scheußliche Gestank sich noch nicht verbreitet hat. Die Fanzosen haben es deßwegen *Enfant du diable* — Teufelskind — oder *bête puante*, Stinkthier, genannt. Wenn nur ein Tropfen dieser häßlichen Feuchtigkeit Jemanden aufs Kleid spritzt, so kann es nicht weiter getragen werden, weil der dadurch verursachte Gestank nicht wieder ausgetilgt werden kann. Kommt Etwas davon ins Auge, so verursacht es Blindheit, wenigstens heftige Entzündung und unerträgliche Schmerzen. In Grunde ist der Gestank dieser Feuchtigkeit nichts anders, als ein sehr starker Bisamgeruch. Einige

Naturforscher haben bisher geglaubt, daß diese Feuchtigkeit der Urin des Thieres sei; allein ich schnitt viele derselben auf, die ich schoß, und fand nahe bei der Harnblase ein kleines besonderes Wasserbehältniß, in welchem die stinkende Feuchtigkeit enthalten war. Wenn ich dies Gefäß sorgfältig herausgenommen hatte, so fand ich das Fleisch des Thieres sehr schmackhaft. Allein ein einziger Tropfen, der verschüttet wird, verderbt nicht allein alles Fleisch, sondern erfüllt auch das ganze Haus, und macht alle Eßwaaren darin unbrauchbar.

Der Biber

ist eins der merkwürdigsten Thiere auf Erden, und seines Felles wegen ungemein schätzbar; er verdient daher, daß ich eine etwas umständlichere Beschreibung davon gebe.

Er ist bekanntlich ein vierfüßiges Thier, welches sowol auf dem Lande, als auch im Wasser, jedoch im letztern nur eine kurze Zeit leben kann. Man versichert, daß er des Wassers völlig entbehren könne, wenn er nur dann und wann Gelegenheit habe, sich zu baden.

Die größten Biber sind fast vier Fuß lang und über den Hüften vierzehn und funfzehn Zoll breit. Ein solcher wiegt ungefähr sechzig Pfund. Der Kopf desselben gleicht dem eines Otters, nur daß er etwas größer ist. Die Augen sind klein, die Ohren rund, von außen haarig und inwendig glatt. Seine Zähne sind sehr lang; die untern stehen etwa drei, die obern einen Finger breit aus dem Maule hervor. Alle diese Zähne sind breit, gekrümmt und scharf. Außer den Schneidezähnen haben sie sechzehn Backenzähne. Mit jenen können sie große Bäume absägen, und mit diesen die härtesten Dinge zermalmen.

Ihre Beine, welche den Dachsbeinen gleichen, sind

kurz, indem ihre Länge nur vier bis fünf Zoll beträgt. Die Zehen an den Vorderfüßen sind von einander abgesondert; die Nägel liegen schief und sind hohl, wie Federkiele. Die Hinterfüße sind ganz verschieden, und mit einer Schwimmhaut versehn. Durch diese Einrichtung ist der Biber im Stande, sowol langsam zu gehn, als auch zu schwimmen.

Sein Schwanz hat die Gestalt von einem Fische, und scheint gar nicht zu seinem Körper zu passen, der, bis auf die Hinterfüße, dem Bau der Landthiere völlig ähnlich ist. Dieser Schwanz, der gegen zwölf Zoll lang und in der Mitte, wo er seine größte Breite hat, ungefähr vier Zoll breit ist, besteht aus einem dichten Fette oder zarten Knorpel, und ist mit einer schuppigen Haut bedeckt. Die Schuppen darauf sind wieder durch ein feines Häutchen mit einander verbunden, und sind ungefähr so dick als Pergament, und gewöhnlich sechseckig.

Die Farbe des Bibers ist nach der Gegend, worin er lebt, verschieden. In den nördlichsten Gegenden ist er gemeiniglich ganz schwarz, in den gemäßigtern braun, und je weiter man gegen Süden geht, desto heller wird seine Farbe.

Sein Haar ist von zwei verschiedenen Arten. Das längste, welches er auf dem Rücken hat, und das gegen zwei Zoll lang ist, wird am wenigsten geschätzt, weil es grob und spröde ist. Das übrige besteht aus einer dicken und feinen Wolle, fast so weich, als Seide, anzufühlen. Aus dieser werden die sogenannten Kastorhüte, Strümpfe und andere feine Waaren gemacht.

Die Arzeneikunst verdankt diesem Thiere das sogenannte Bibergeil, ein sehr schätzbares Mittel wider verschiedene Krankheiten, besonders wider die unter unsern Damen jetzt so sehr gewöhnlichen Krämpfe. Es

ist dasselbe in vier kleinen Beuteln enthalten, welche dem Thiere unter dem Leibe sitzen. Zwei davon sind mit einer weichen, harzigen und klebrigen Materie angefüllt, welche äußerlich grau, inwendig gelb ist. Sie giebt einen unangenehmen durchdringenden Geruch, und läßt sich leicht entzünden. Sie verhärtet sich an der Luft, wird braun, bröcklig und reibbar. Dies ist das wahre Bibergeil.

Die zwei andern Beutel enthalten eine schmierige Feuchtigkeit, wie Honig. Die Farbe derselben ist blaßgelb, und der Geruch etwas schwächer, aber noch unangenehmer, als der des eigentlichen Bibergeils. Auch diese verdickt sich nach und nach, und erhält eine Dichtigkeit wie Talg. Sie wird zwar auch als Arzenei gebraucht, aber nicht so hoch geschätzt, als das wahre Bibergeil.

Sehr bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, welche diese Thiere in der Baukunst beweisen, und die Art, wie sie in Gesellschaft zusammen leben und eine ordentliche Haushaltung führen. Wenn sie in Begriff stehen, sich einen Wohnplatz zu suchen, so versammeln sie sich oft zu zwei bis drei Hunderten, und wählen hierauf mit großer Klugheit eine Stelle, wo Ueberfluß von Lebensmitteln und alle übrige Nothwendigkeiten zu finden sind. Sie legen ihre Häuser immer im Wasser an, und findet sich hiezu kein See oder Teich, so wissen sie diesen Mangel dadurch zu ersetzen, daß sie einen kleinen Fluß oder Bach abdämmen, und das Wasser auf diese Weise so hoch steigen lassen, als sie es nöthig haben.

In dieser Absicht sägen sie, durch Hülfe ihrer Vorderzähne, Bäume um, und zwar solche, die oberhalb der Stelle wachsen, wo sie sich anbauen wollen, um sie den

Fluß hinabtreiben zu lassen. Sie sehen hiebei immer dahin, daß sie den Baum nach dem Wasser zu fallen lassen, damit sie ihn nicht so weit zu schleppen brauchen. Sie sägen hierauf den umgefallenen Stamm in solche Stücken, als sie zu ihrem Baue nöthig haben, und lassen dieselben nach dem bestimmten Orte hintreiben.

Ihre Dämme verfertigen sie durch Hülfe eines Mörtels, den sie mit den Füßen kneten und auf ihrem breiten Schwanze an die Stelle tragen, wo sie seiner bedürfen. Den Schwanz gebrauchen sie dann auch statt einer Mauerkelle. »Der Grund solcher Dämme ist gemeiniglich zehn bis zwölf Fuß dick, und nimmt nach oben zu bis auf zwei oder drei Fuß ab. Man bewundert die Genauigkeit, womit alle Verhältnisse daran beobachtet werden. Die Seite nach dem Strome des Wassers zu ist allezeit abschüssig; die andere vollkommen senkrecht« *).

Auf diese Weise bauen sie ihre Häuser und Dämme so fest und zugleich so regelmäßig, als der erfahrenste Arbeiter nur immer thun könnte. Das Bewundernswürdigste dabei ist dieses, daß sie die Pfeiler, auf welchen ihre Gebäude ruhen, senkrecht einzurammen verstehn, ungeachtet man nicht wohl begreifen kann, wie sie das anfangen. Die Figur ihrer Häuser ist rund, oder eiförmig. Zwei Drittel davon ragen über dem Wasser hervor, und in diesen, welche für acht bis zehn Bewohner geräumig genug sind, hat jeder Biber seine eigene Kammer, deren Fußboden er sorgfältig mit Blättern oder kleinen Fichtenzweigen bestreut, um ihn rein und warm zu halten.

---

*) Allgem. Reisen. 17ter Bd. S. 79.

Nie übereilt sie der Winter, ehe sie mit dieser Arbeit zu Stande gekommen sind, welche gewöhnlich gegen das Ende des Herbstmonats geschieht. Zu ebendieser Zeit haben sie auch den nöthigen Wintervorrath an Lebensmitteln zusammengebracht, welcher in kleinen Stücken Holz von weichen Fasern, als Pappeln, Espen oder Weiden besteht, die sie in Haufen so aufstellen, daß ihre Säfte nicht austrocknen können.

»Jedes Haus hat meist eine doppelte Oeffnung, von welchen die eine ins Wasser, die andere ans Ufer führt. Die ganze Wohnung wird überaus reinlich gehalten, und die Biber entledigen sich sogar ihres Unraths nur außer dem Hause. Im Herbst und Winter halten sie sich häuslich, bringen ihre Jungen zur Welt und erziehen sie. Wenn aber der Frühling herannaht, so verlassen sie mit denselben ihre Wohnung, bis zu der Zeit des wärmern Sonnenscheins, und bringen diese Tage in Gehölzen zu, wo sie bei saftigen Rinden und Knospen es sich wohl sein lassen.«

»Die Dämme, welche sie aufführen, sind oft so stark, und von so weitem Umfange, daß ansehnliche Teiche dahinter entstehen. Man hat dergleichen gefunden, welche einen hinlänglichen Wasservorrath enthielten, um Sägemühlen dabei anzulegen« *).

Daß übrigens die Biber auch Kastore genannt werden, wird dem jungen Leser schon bekannt sein.

Zu den Nordamerikanischen Vögeln gehören: Adler, Habichte, Nachthabichte, Fischhabichte, Nachtschwalben, Raben, Krähen, Eulen, Papageien, Pelikane oder Kropfgänse, Kraniche, Störche, Wasserraben, Reiher,

---

*) Blumenbach's Naturgesch. und Allgem. Reisen.

Schwäne, Gänse, Enten, Wasserhühner, Kalekuten, Birkhühner, Rebhühner, Wachteln, Tauben, Schnepfen, Lerchen, Spechte, Kuckucke, Häher, Schwalben, Amseln, Rothvögel, Krammetsvögel, Scharfsäger, Nachtigallen, Königsvögel, Rothkehlchen und Kolibri's, oder vielmehr eine Art derselben, Fliegenvögel genannt. Auch von diesen will ich diejenigen kürzlich beschreiben, welche bei uns entweder unbekannt sind, oder von den unsrigen merklich abweichen.

Der Fischhabicht

hat seinen Namen theils von der Aehnlichkeit mit andern Habichten, theils daher, weil seine Nahrung größtentheils in Fischen besteht. Er schwebt über Seen und Flüssen, und zwar oft so dicht, daß er auf dem Wasser zu ruhen scheint. Sobald er sieht, daß er einen Fisch erreichen kann, stürzt er wie ein Pfeil auf ihn los und erhascht ihn. Er soll in einem kleinen Sacke, den er im Leibe trägt, einen gewissen Oel bei sich haben, welches die Fische, wenn er dicht über dem Wasser schwebt, unwiderstehlich reizt, sich ihm zu nähern. So viel ist gewiß, daß jede Art Köder, die nur mit einem Tropfen von diesem Oele angefeuchtet ist, eine sehr starke Lockspeise für die Fische abgiebt.

Die Nachtschwalbe

wird auch Nachtrabe, Tagschläfer, Ziegenmelker und Hexe genannt. Sie gleicht einem kleinen Habichte, nur daß sie durch weißliche Streifen ein schön gemarmortes Ansehn erhält. Dieser Vogel läßt sich selten vor Sonnenuntergang sehn, daher seine drei ersten Namen. Den vierten und fünften hat er einer abergläubischen Meinung zu verdanken, welche ungegründet ist. Man sagt nämlich von ihm, daß er des

Nachts die Ziegen aussauge *), und daß er einem Hause, worauf er sich niederlasse, Unglück bringe. Die Engländer nennen ihn Whipperwill, die Indier Muck-a-wisch, weil die einen Jenes, die andern Dieses zu hören glauben, wenn der Vogel schreit, welches er bis Mitternacht fast unaufhörlich thut. Dieser Umstand beweist, daß einerlei Töne verschiedenen Menschen auf eine sehr verschiedene Weise ins Gehör fallen können. — Man sieht und hört ihn nur in den Frühlings- und Sommermonaten. Sobald die Indier durch seine traurigen Töne von seiner Ankunft benachrichtiget werden, so schließen sie daraus, wie wir aus der Ankunft der Schwalben, daß der Winter gänzlich vorüber sei, und sehen sich hierin selten betrogen.

Die Rebhühner

sind hier entweder braun, oder roth, oder schwarz, und durchgängig größer, als die unsrigen. Sie gleichen beinahe an Gestalt und Größe den Europäischen Fasanen. Sie haben alle lange Schwänze, die sie, wie ein Pfau, nur nicht lothrecht, ausbreiten. Wider die Gewohnheit anderer Rebhühner setzen sie sich des Abends auf Zweigen von Pappeln und Birken nieder, von deren Knospen sie fressen, und können alsdann leicht geschossen werden.

Der Rothvogel

ist ungefähr so groß wie ein Sperling, aber er hat einen längern Schwanz und über den ganzen Leib eine glänzende Zinnoberfarbe. In einigen Gegenden erblickte ich Vögel dieser Art, die durchgehends schön gelb waren.

---

*) S. Blumenbach's Naturgesch. S. 243.

Der Scharfsäger

gehört zu den Kuckucken. Er liebt die Einsamkeit, und läßt sich selten sehen. In den Sommermonaten hört man ihn in den Wäldern, wo er ein Geräusch wie eine Säge macht, die hin- und hergezogen wird. Davon hat er seinen Namen.

Der Kolibri

ist unter den Vögeln der kleinste und der schönste. Seine Größe beträgt nur ungefähr ein Drittel unsers Zaunkönigs. Seine Beine sind kaum einen Zoll lang und sehen wie Nadeln aus. Die Farben seiner Federn sind so schön, daß kein Pinsel sie nachahmen kann. Auf dem Kopfe hat er ein kleines Büschel von glänzender Agatfarbe. Die Brust ist roth, der Bauch weiß, Flügel und Schwanz grün und blau, worüber kleine Flecken von Gold mit unaussprechlicher Anmuth ausgestreuet sind. Diese Farben thun im Sonnenschein eine Wirkung, die nicht beschrieben werden kann. Er saugt mit seinem dünnen, röhrenförmigen Schnabel, im Schweben und Flattern, den Honigsaft aus den Blumen, welcher ihm zur Nahrung dient. Diese Thierchen sind so zart, daß sie leicht den großen Buschspinnen zum Raube werden. Um sich ihrer zu bemächtigen, bespritzt man sie mit Wasser, denn selbst mit dem feinsten Schrote würde man sie ganz in Stücken schießen. Indem er, wie eine Biene, um die Blumen schwärmt, macht er ein Gesumse wie eine große Fliege oder Bremse; daher die Namen Fliegenvogel und Summvogel *).

---

*) Eigentlich ist der Kolibri wol nur in dem wärmeren Amerika zu Hause. Diejenigen, welche man in Nordamerika sieht, sind vermuthlich die allerkleinste Abart desselben, die man durch den lateinischen Namen Trochilus minimus unterscheidet. S. Blumenbach's Naturgesch. S. 198.

Von den übrigen Nordamerikanischen Thieren will ich, um meine jungen Leser nicht zu ermüden, nur noch ein einziges auszeichnen. Dies sei

die Klapperschlange,

ein fürchterliches Thier, vornehmlich in dem wärmeren Amerika. Es giebt zwei Arten davon, die schwarze und die gelbe; die letzte ist die größte. Wenn sie ihren völligen Wachsthum erreicht haben, so sind sie gegen sechs Fuß lang, und haben, in der Mitte des Körpers, wo sie am dicksten sind, etwa neun Zoll im Umfange. Gegen den Kopf und Schwanz zu werden sie allmählig dünner. Der Kopf ist breit und eingedrückt. Kopf und Hals sind hellbraun, der Stern im Auge ist roth, und der ganze obere Theil des Körpers braun mit rothgelb untermischt und mit vielen regelmäßigen, dunkelschwarzen Strichen durchkreuzt, die allmählig in eine Goldfarbe spielen.

Ueberhaupt ist dies gefährliche Geschöpf ungemein schön, und seine mannigfaltigen Farben würden ihm ein sehr reizendes Ansehn geben, wenn man es nur ohne Schrecken ansehen könnte. Aber nie zeigen sie sich schöner, als wenn sie in Wuth gesetzt werden, weil sich dann, durch einen stärkern Andrang von Feuchtigkeiten gegen die Oberfläche, die Farben ihrer Haut erhöhn. Diese Eigenschaft, durch den Zorn verschönert zu werden, ist gerade das Gegentheil von Dem, was der Natur unsers menschlichen Körpers eigen ist. Dieser wird nämlich dadurch, wie Jedermann weiß, überaus häßlich und scheußlich gemacht, wenn er auch sonst noch so schön gebaut ist; so wie umgekehrt das menschliche Antlitz durch keine Schminke so viel Liebreiz und Anmuth erhalten kann, als durch den Ausdruck einer freundlichen, sanften und wohlwollenden Gemüthsart, eine Be-

merkung, die unsern Damen aus der großen Welt entgangen sein muß, weil sie sich sonst vermuthlich noch mehr bestreben würden, statt der rothen, weißen und blauen Farbe, die sie ihrem Gesichte auftragen, sich mit den unwiderstehlichen Reizen einer schönen, sanften und reinen Seele zu schmücken, die ihnen weit besser stehen würden.

Die Klapper, wodurch der gütige Himmel dieses Thier, um es unschädlich zu machen, ausgezeichnet hat, besteht aus einem hellbraunen, harten, trocknen und knochenartigen Wesen, das verschiedene Zellen macht, die wie Gelenke an einander schließen. Diese Gelenke vermehren sich mit jedem Jahre, so, daß man dadurch das Alter des Thieres erkennen kann. So oft die Schlange den Schwanz schüttelt, machen diese Gelenke ein klapperndes Geräusch, welches dem Gerassel einer mit Erbsen angefüllten hölzernen Kinderklapper gleicht. Dieses Geräusch macht sie jedesmahl, so oft sie Gefahr befürchtet. Sie zieht sich zu gleicher Zeit in Gestalt eines Schneckenganges zusammen, und hält in dem Mittelpunkte dieser Krümmung den Kopf in die Höhe, mit welchem sie Menschen und Thieren, die ihr zu nahe kommen, Rache droht. In dieser Stellung erwartet sie ihre Feinde, und klappert unaufhörlich mit dem Schwanze, so wie sie solche ankommen sieht oder hört. Durch diese zeitige Warnung lernt der Wanderer die ihm drohende Gefahr kennen, und weicht ihr aus.

Die Klapperschlange ist daher nur Denen schrecklich, welche ihr entweder unvorsichtiger Weise zu nahe kommen, oder einen Angriff auf sie thun. Sie selbst greift ungereizt nie an. Sie verfolgt Niemand, aber flieht auch vor keinem Feinde, der sich ihr nähert, sondern bleibt in der beschriebenen Stellung liegen, wobei sie immer

mit dem Schwanze klappert, als wenn sie warnen wollte, und ungern schaden möchte.

Die Zähne, womit sie vergiftet, sind von denen, deren sie sich bei andern Gelegenheiten bedient, völlig unterschieden. Sie hat deren nur zwei, und beide sind sehr klein und scharf zugespitzt. Sie liegen in einem sehnigen Wesen, nahe am Vorderrande des obern Kinnbackens, und haben viel Aehnlichkeit mit den Klauen einer Katze. Sie kann sie ausdehnen, zusammenziehen, oder ganz verbergen. An der Wurzel eines jeden derselben liegen zwei kleine Blasen, die so eingerichtet sind, daß, sobald die Zähne einen Einschnitt machen, gleich ein Tropfen von einer grünlichen, giftigen Feuchtigkeit in die Wunde fällt, und das ganze Blut mit ihrer tödtenden Eigenschaft erfüllt:

Schon in dem Augenblicke des Bisses fühlt das unglückliche Opfer ihrer Wuth eine fieberhafte Kälte durch den ganzen Körper. An der Stelle selbst, wo der Zahn eingedrungen ist, erhebt sich alsobald eine Geschwulst, die sich allmählig über den ganzen Körper verbreitet, und überall auf der Haut die verschiedenen Farben der Schlange hervorbringt. Der Biß ist zu verschiedenen Jahrszeiten mehr- oder weniger gefährlich; in den Hundestagen ist er oft in einem Augenblicke tödtlich, und vorzüglich, wenn die Verwundung zwischen der Sehne über den Hacken Statt findet. Im Frühjahre, im Herbste, oder an einem kühlen Sommertage, kann man seinen Wirkungen durch gehörige Mittel, wenn man sie nur gleich gebraucht, zuvorkommen.

Diese Mittel hat die gütige Vorsehung allen den Ländern, wo die Klapperschlange lebt, reichlich verliehen. Der Klapperschlangen-Wegerich, ein bewährtes Mittel gegen das Gift dieses Thieres, wächst in jenen Gegenden überall im größten Ueberflusse. Außerdem giebt es noch verschiedene andere Mittel gegen den giftigen Biß derselben. Man muß den verletzten Theil augenblicklich schröpfen, und viel lauwarme Milch trinken *). Eine Abkochung von den Knospen oder der

*) Blumenbach's Naturgesch. S. 269.

Rinde der weißen Esche, innerlich gebraucht, ist gleichfalls heilsam befunden worden. Salz ist ein neuentdecktes Mittel, und wenn man dasselbe gleich auf die Wunde legt, oder diese mit Sohle auswäscht, so kann man vor aller Gefahr sicher sein. Auch das Fett der Schlange selbst, wenn es eingerieben wird, soll sehr wirksam sein.

Durch diese Mittel kann man nun zwar das Leben eines Menschen, der von der Klapperschlange gebissen ist, retten und seine Gesundheit gewissermaßen wiederherstellen; aber er erfährt dennoch alle Jahr eine kleine Anwandlung von eben den fürchterlichen Zufällen, die er damahls empfand, als er gebissen wurde.

Der Biß dieser Schlange ist nicht bloß für Menschen, sondern auch für Thiere gefährlich. Aber es ist eben so merkwürdig, als gewiß, daß die Schweine hierin eine Ausnahme von der Regel machen. Diese können sich nämlich dreist an der Klapperschlange vergreifen, ohne ihre giftigen Zähne fürchten zu dürfen. Sie fressen sie sogar, und werden fett davon.

Man hat oft beobachtet, und ich selbst kann diese Beobachtung bestätigen, daß die Klapperschlangen gern eine jede Art von Tonspiel hören, sie bestehe in Gesang oder rühre von Tonwerkzeugen her. Ich habe oft gesehen, daß sie, sogar wenn sie in Wuth gesetzt waren, sich plötzlich in eine horchende Stellung setzten, und mit großer Aufmerksamkeit, ja mit einem Anscheine von Vergnügen unbeweglich stillsaßen, wenn man ihnen etwas vorspielte.

Wenn die Klapperschlange Jemanden verletzen will, so schießt sie jedesmahl mit aufgesperrtem Rachen und in einer krummen Linie schnell auf ihn los, aber auch eben so schnell in ihre vorige Vertheidigungsstellung wieder zurück. Sie schießt dabei nie weiter, als die Hälfte ihrer Länge vor, und ungeachtet sie ihren Angriff zwei bis dreimahl wiederholt, so springt sie doch eben so oft schnell wieder in ihre vorige Lage zurück. Auch dieser Umstand macht, daß man ihr leicht ausweichen kann, wenn man nicht unglücklicher Weise ganz unvermuthet auf sie stößt.

Wie diese Thiere sich fortpflanzen, ist noch nicht ausgemacht. Ich habe oft Eier von verschiedenen an-

deren Schlangenarten gefunden, allein von Klapperschlangen nie, ungeachtet sich wol Niemand mehr Mühe gegeben hat, als ich, jeden Umstand, der dieses Thier betrifft, genau zu erforschen. Ich tödtete einmahl ein Weibchen, das 70 Junge im Leibe hatte; aber diese waren schon völlig ausgebildet, und ich hatte selbst gesehn, daß sie zu dem Rachen ihrer Mutter, als einem sichern Orte, ihre Zuflucht nahmen, als ich mich ihnen näherte.

Sowol die Galle, als auch das getrocknete Fleisch dieser Thiere, in Suppen gekocht, hat heilsame Arzeneikräfte; das letzte besonders wird als ein Mittel wider die Schwindsucht gerühmt. Sollte dieses gegründet sein, so würde dadurch abermahls die Wahrheit bestätiget, daß in der Natur nichts Schädliches ist, was nicht auch zugleich irgend eine wohlthätige Absicht hätte.

Daß Eichhörnchen, kleine Vögel und andere Thiere von den Bäumen herab der darunter liegenden Klapperschlange von selbst in den Rachen fallen, ist zwar bisher bezweifelt worden, bestätiget sich aber immer mehr durch wiederholte Beobachtungen. Vermuthlich rührt dies von dem Schrecken her, wovon jene Thiere beim Anblick dieses furchtbaren Geschöpfs befallen werden *), und dies vorausgesetzt, können sie ein warnendes Beispiel für den Furchtsamen abgeben, und ihm lehren, daß Furcht und Aengstlichkeit kleine Gefahren in große, scheinbare in wirkliche verwandeln.

---

*) S. Blumenbach's Naturgesch. S. 268.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 20

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-17/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759443-8